Biblioteka U.M.K. Toruń
010335/1847
II

535.

Das

Westphälische Dampfboot.

Eine Monatsschrift.

Redigirt

von

Dr. Otto Lüning.

5. a.

Dritter Jahrgang.

LESECABINET ELBING.

Januar.

LESECABINET ELBING.

Preis für den Jahrgang 2 Thlr. 15 Sgr.

Paderborn.
Druck und Verlag von W. Crüwell.
1847.

BIBLIOTEKA PUBLICZNA
010335
BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

1.2
ELBINGER STADTBIBLIOTHEK

Zum neuen Jahre.

Die Nacht hat ihren dunklen Schleier über die Erde ausgebreitet, tiefe Stille herrscht in der geschäftigen, sturmbewegten Welt. Die Menschenmenge, die sich eben noch brausend durch die Gassen wälzte und rastlos ihren Interessen nachjagte, hat sich verlaufen. Die Angst des Reaktionairs vor der Freiheit des Volkes, die Hoffnungen des Volksfreundes auf die Erfüllung seiner Wünsche, die Pläne des Ehrgeizigen zu seiner Erhöhung, des Reichen zur Vermehrung seiner Reichthümer, des Spekulanten zu neuen Spekulationen, sogar die bitteren Sorgen des Armen sind für den Augenblick vergessen. Der Schlaf hat seine Mohnkörner über die ermüdeten Menschen ausgeschüttet und Ruhe, die Ruhe des Vergessens, in ihren Herzen verbreitet, bis der neue Morgen sie zu neuen Sorgen und Freuden, Hoffnungen und Täuschungen weckt. Wir stehen an der Schwelle eines neuen Jahres; aber ehe wir unseren Leser und uns dem alten Brauche nach ein fröhliches Glückauf zurufen, wollen wir die Ruhe da draußen zu einer Selbstschau benutzen, wollen wir prüfen, was wir vom neuen Jahre zu hoffen oder zu fürchten haben.

In wie weit wir zur Lösung der Fragen, welche die Gegenwart durchzucken, beigetragen haben, ob unsere Worte einiges Gewicht in die Wagschaale warfen, ob sie Wiederhall fanden im Herzen unserer Leser, das steht natürlich uns nicht zu entscheiden zu. Das aber können wir uns nach ernstlicher Prüfung sagen, daß wir redlich, so weit es unsere Kräfte und die äußeren Verhältnisse erlaubten, der Erfüllung unserer Aufgabe nachgestrebt haben. Wir haben treu zu unserer Fahne gestanden; wir haben muthig angegriffen und ruhig den Angriffen die Stirn geboten und wir sind uns bewußt, daß wir nie unedle Waffen gebraucht haben. Wir haben ohne Rücksichten und ohne Menschenfurcht das Schlechte schlecht und das Gute gut genannt, mochte es kommen, woher es wollte, und wir haben uns unser Urtheil nie von Privatzwecken, sondern von unserer innersten Ueberzeugung diktiren lassen. Man konnte uns wohl hindern, zu sagen, was wir sagen wollten; aber wir haben lieber geschwiegen, ehe wir etwas sag-

ten, was mit unseren Grundsätzen, die wir stets so offen, als es thunlich war, darlegten, nicht ganz übereinstimmte. Und wahrlich, wenn alle Organe der Presse sich nie durch schnöde Rücksichten bewegen ließen, diesem Satze untreu zu werden, die deutsche Presse würde ein anderes ehrenvolleres Ansehen gewinnen. Wir haben unsere Prinzipien konsequent fortgebildet und unsere Ansichten stets rückhaltslos ausgesprochen; aber wir haben uns auch nie gescheut, einen Irrthum einzugestehen und der Wahrheit, wo wir sie unwissentlich verletzten, wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen. Wir haben die Konsequenz nie in eigensinnigem Festhalten an einer einmal ausgesprochenen Ansicht, in päpstlicher Unfehlbarkeit gesucht; wir haben uns stets mit der Zeit entwickelt, wir haben aus ihr geschöpft und gelernt und uns durch sie fortgebildet.

Unser Verhalten wird dasselbe bleiben; durch den großen Zorn, den wir dadurch gewissen Organen und gewissen Regionen erregten, sind wir natürlich nur darin bestärkt, weil wir darin nur eine Anerkennung finden und weil wir daraus schließen konnten, daß wir uns neben diesen Feinden auch manchen wackern Freund erworben hatten. Ebenso bleibt unser Ziel dasselbe: Gleichmäßige harmonische Bildung für alle Schichten der menschlichen Gesellschaft, Verwirklichung und Bethätigung des schönen Menschenthums; und als deren Basis verlangen wir, daß das erste Recht des Menschen, das Recht auf eine zureichende, menschliche Existenz durch die Einrichtungen der Gesellschaft garantirt und nicht mehr, wie bisher, dem blinden Zufalle preisgegeben sei. Daraus ergibt sich, daß wir zwar vor Allem die Verhältnisse des Erwerbes und des Verkehrs, des Kapitals und der Arbeit zu einander, mit einem Worte die ökonomischen Zustände der Gegenwart unserer Kritik unterwerfen müssen, weil durch sie grade die ungeheure Verschiedenheit in den geistigen und materiellen Existenzformen der Menschen bedingt und erhalten wird. Wir werden aber nicht minder die unharmonischen, dem Wesen des Menschen widersprechenden Einrichtungen und Konvenienzen der Gesellschaft überhaubt, so wie die politischen und religiösen Fragen, welche die Gegenwart bewegen, vor unser Forum ziehen. Denn die Uebergriffe der Büreaukratie, die Herrschaft des Klerus, die Privilegien der Feudalaristokratie stehen der Verwirklichung des Humanismus als die nächsten Feinde gegenüber; sie müssen also zunächst bekämpft werden.

Die Diskussionen der Presse, die Untersuchungen der ökonomischen Verhältnisse haben den Sozialismus um einen bedeutenden Schritt vorwärts gebracht. Er ist aus dem Bereiche der philosophischen Sublimation, des träumerischen Idealismus, welcher durch die bloße Konstruktion des Begriffes seine Sehnsucht zu verwirklichen und die Menschheit mit einem

Rucke in die gesellschaftliche Harmonie hinüberzuführen hoffte, auf den Boden der realen Wirklichkeit zurückgekehrt; er ist nicht mehr bloß Sache des Gefühls, des Herzens, sondern des Verstandes, des Kopfes. Er hat erkannt, daß die politische und ökonomische Entwickelung des Staates und der Gesellschaft zu seinem Ziele hintreibt; und nach dieser Erkenntniß sieht er dieser Entwickelung ruhig zu und befördert sie, weil er weiß, daß sie ihr Heilmittel in sich selbst trägt. Er wendet sich nicht mehr, wie er früher in seinem Idealismus zuweilen that, von den politischen Liberalen und den radikalen Demokraten zürnend ab, weil sie seine Zwecke nicht direkt fördern, sondern er ist bereit, sich an ihren Bestrebungen als Mitteln zum Zweck zu betheiligen.

Das sind unsere Bestrebungen. Gelingt es uns, den Leser für sie zu gewinnen, heißt er uns freundlich willkommen, so rufen wir trotz der trüben Aussichten uns allen ein fröhliches Glückauf zum neuen Jahre zu; denn wir sind überzeugt, daß durch dieses Streben das Glück, die Freiheit und die Wohlfahrt aller Menschen verwirklicht wird.

Ein ernstes Jahr liegt hinter uns; aber wir gehen, wie es scheint, einem noch schwereren entgegen. Ich rede nicht von den politischen Verwickelungen, von der Einverleibung Krakau's, von Schleswig-Holstein, von den Wirren in der Schweiz, von der spanischen Heirath, von dem Kriege zwischen Nordamerika und Mexiko. Mögen diese Dinge noch so viele Mißstimmungen und gereizte Noten unter der hohen Diplomatie hervorrufen, zu einer gewaltsamen Entscheidung wird es darum nicht kommen, weil kein Staat in der Lage ist, Krieg zu führen; später kann freilich die Verletzung der Wiener Verträge wohl Krieg hervorrufen. Aber die Noth bedroht uns! Die Ernte war schlecht, die Preise sind hoch und steigen sehr wahrscheinlich noch höher. Und wenn uns Zufuhr von außen vielleicht vor wirklichem Mangel an Lebensmitteln schützt, so werden die Preise doch sicher fast unerschwinglich für die arbeitenden Klassen bleiben. Der Winter brach plötzlich in seiner ganzen Strenge herein, der Verdienst hat sich vermindert, die Eisenbahnarbeiten sind vollendet oder eingestellt, die Industrie liegt danieder in Folge der Geldklemme und der Ueberfüllung der Märkte, wie in Gladbach schon 6000 Webestühle mit 10—15000 Arbeitern stillstehen, viele Fabriken konnten wegen des Wassermangels nicht arbeiten: — Grund genug, um uns mit Besorgniß der Zukunft entgegen sehen zu lassen, und uns anzuspornen zur äußersten Thätigkeit, zu bereitwillig dargebrachten Opfern, um dem Elende, welches sie wahrscheinlich in ihrem Schooße birgt, zu begegnen, es zu mildern, wenn wir ihm nicht vorbeugen können. Diese trüben Aussichten ersticken den Glückwunsch, den wir gern darbringen möchten.

Rüste sich denn ein Jeder auf die ernste Zeit. Thue ein Jeder das Seine zur Erforschung des Elendes (aber ach, ich fürchte, es wird offen genug zu Tage liegen!) und zu seiner Linderung und Beseitigung. Das Dampfboot wird nicht ermüden, seine Stimme gegen all' das Elend zu erheben, welches auf der menschlichen Gesellschaft lastet. Mag der Sturm durch das Takelwerk sausen und die Masten brechen, mag die Brandung den Kiel umtosen und mögen die Klippen ihn bedrohen: — die Equipage ist voll guten Muthes und wird den Gefahren ruhig die Stirne bieten und nicht ablassen, für das Glück und die Freiheit und die Wohlfahrt aller Menschen zu ringen und zu kämpfen. Und sollten wir scheitern, so gehen wir mit dem Bewußtsein unter, nach unsern besten Kräften, nach unserer innersten Ueberzeugung für jenen Zweck gestritten zu haben, ohne Sucht nach Lob, ohne Furcht vor Tadel. Darum, wie die Würfel auch fallen mögen: Glück auf zum neuen Jahre! Ohne Kampf wird kein Sieg errungen! — **L.**

Bericht der belgischen Kommission über die Leinen-Industrie.

Nicht nur in Schlesien und Westphalen ertönen seit mehreren Jahren laute Klagen über den Verfall der Leinen-Industrie; nicht nur in diesen beiden Ländern drängen sich die Leiden und Entbehrungen der dabei beschäftigten Einwohner dem Beobachter grell vor die Augen. Auch die beiden Flandern und ein Theil von Hennegau haben unter dem Ruin dieser Industrie schwer zu leiden; wir theilten schon in diesen Blättern einige Fälle mit, wo die Noth in dem reichen Flandern bis zu einer solchen entsetzlichen Höhe gestiegen war, daß eine Schaar Nothleidender gewaltsam in einem Städtchen Kontributionen erhob, weil sie lieber dem Schaffot trotzen, als länger das Geschrei ihrer hungernden Weiber und Kinder hören wollten. Im vorigen Jahre wurde in Belgien eine Kommission zur Verbesserung der Lage der arbeitenden und nothleidenden Klassen niedergesetzt; diese hat am 28. Sept. d. J. ihren Bericht über den Pauperismus in den beiden Flandern und einem Theil von Hennegau erstattet, aus welchem wir unsern Lesern Einiges mittheilen wollen. Die Kommission ist durchaus nicht der Ansicht derjenigen, welche glauben, daß das reine Handgespinnst auf allen Märkten den Sieg behaubten würde, daß das Leinen von Maschinengarn und von gemischtem Garn nur deßhalb in Aufnahme gekommen wäre, weil Weber und Kaufleute sich nicht streng an die Fabrikation und den Verkauf von reinem Handgespinnst-Lei-

nen hielten. Sie hält für den Grund des Verfalls dieses Erwerbszweiges den Irrthum und das Vorurtheil; natürlich fällt sie dieses Urtheil durchaus vom kaufmännischen Standpunkte aus; sie fragt durchaus nicht nach dem Werthe, nach dem Gehalte der Waare, sondern nach deren Verkäuflichkeit, nach der Nachfrage. Sie tadelt zuerst, daß man in der Leinenindustrie hinter anderen Völkern zurückgeblieben sei, daß man sich ihre Fortschritte nicht besser zu Nutze gemacht habe. Man habe zwar endlich angefangen, zu begreifen, daß die Geräthschaften, die Verfahrungsweise und vieles Andere mangelhaft seien; man habe deßhalb industrielle Komités gebildet, Schulen für den Webeunterricht gestiftet und durch die Regierung die Handeltreibenden, Rheder und Kommissare auffordern lassen, mit den Webern direkt in Verbindung zu treten. Man habe auch dem Flachsbau seine Aufmerksamkeit zugewendet. Aber alle diese Mittel hätten theils an sich selbst, theils durch falsche Benutzung sich keineswegs ausreichend bewiesen; der beste Beweis dafür sei die Noth der 700,000 in jenen Distrikten wohnenden Menschen. Denn über den weitläufigen Betrachtungen über die Stärke und Elasticität des Fadens, über die Qualität und Farbe der Leinewand habe man ganz vergessen, sich um das Bedürfniß d. h. um den Geschmack der fremden und einheimischen Konsumenten zu kümmern. Dieser habe sich mehr und mehr dem Maschinengespinnst zugewendet, und deßhalb müsse man neben dem Handgespinnst-Leinen durchaus auf das Verweben des Maschinen- und gemischten Garnes hinarbeiten. „Wir bedürfen neuer Märkte für unsere Linnen, sagt der Bericht; um aber mit Irland wetteifern zu können, müssen wir uns den Wünschen, Bedürfnissen und selbst den Launen der Konsumenten anbequemen und den Fußtapfen unserer Rivalen folgen. Um gegen die fremden Fabrikate mit Erfolg zu kämpfen, müssen wir in der Flachsbereitung große Verbesserungen machen und bei den Operationen, welche dem Verspinnen voraufgehen, die ökonomischesten Maschinen anwenden. Sodann wird die Regierung mit allem Eifer gegen jene Macht der Trägheit anzukämpfen haben, welche sich wegen der Entmuthigung, wegen des Elends und wegen der Natur des flämischen Landmannes schwer besiegen läßt. Weiter muß auch das Bleichverfahren verbessert uud eine ganz neue Industrie, das Appretiren, bei uns eingeführt werden."

Die Kommission setzt hinzu, die Leinen-Industrie sei noch in der Revolution begriffen nnd habe noch keineswegs ihr letztes Wort gesprochen. Man müsse also stetig auf Fortschritte bedacht sein, man müsse die Fortschritte anderer Völker beachten und ihre Erfahrungen und Erfindungen benutzen, um billiger als bisher produziren und eine dem Konsumenten zusagende Waare liefern zu können.

Wir stimmen der Kommission ganz darin bei, daß der Fabrikant sich bei der Produktion seiner Waaren nach dem Geschmack, ja nach den Launen seiner Konsumenten mehr zu richten hat, als nach den Untersuchungen über die innere Güte der Waare. Wir theilen durchaus nicht die Ansicht jener, welche, wie Hr. Pelz, beinahe Deutschlands Ehre für das Fortbestehen des Handgespinnstes verantwortlich machen. Wo die Handarbeit mit der Maschine konkurrirt, da muß sie ihr unterliegen, weil sie nie so wohlfeil produziren kann; eine lohnende Beschäftigung, wie früher, wird die Fabrikation des Handgespinnstleinens nie wieder werden. Mag man von sonstigen Vorzügen desselben, von der Dauerhaftigkeit, der Kühlung der Haut 2c. 2e. reden so viel man will: — wir leben nun einmal nicht mehr in der guten alten Zeit, wo der Pastor sich beklagte, daß seine bocksledernen Hosen schon rissen, die er doch erst vor dreißig Jahren neu angeschafft habe; unser Jahrhundert ist nun einmal unsolide genug, daß es Wohlfeilheit und gefälliges Ansehen der Dauerhaftigkeit und anderen inneren Vortrefflichkeiten vorzieht. Es ist schrecklich, aber wahr: der Konservatismus ist entschieden in Mißkredit gekommen und nicht bloß in Staat, Kirche und Gesellschaft; selbst der Bauer, der konservativste Mensch von der Welt, ist nicht mehr konservativ genug, um wie früher von der Wiege bis zum Sarge dasselbe Hemd, denselben Rock tragen zu wollen und letzteren gar noch zu vererben. Man liebt die Abwechselung: — das hat dem Maschinengespinnst den Sieg verschafft und sichert ihn. Es ist also schon recht, daß die Kommission das Handgespinnst fallen läßt und das Spinnen und Weben von Maschinengarn hervorrufen und begünstigen will. Nur sehe ich nicht ein, wie sie dadurch den Nothstand jener 700,000 Menschen in Flandern und Hennegau zu beseitigen hofft, selbst, wenn es ihr gelingen sollte, diese Industrie, was man so nennt, „zur Blüthe zu bringen." Erstens werden in den Maschinen-Spinnereien und Webereien bei weitem nicht so viel „Hände" gebraucht, als sich früher vom Handgespinnst nährten, wenn man auch in Anschlag bringt, daß die sorgfältigere Kultur und Verarbeitung des Flachses Manchem Beschäftigung gewährt. Die Maschinen ersetzen ja eben die Menschenhände; diese glänzenden Erfindungen des menschlichen Geistes bringen jetzt dem Menschen Elend und Verderben, weil sie nur zum Vortheile eines Einzelnen arbeiten, welcher Kapital genug besitzt, um sie anzuschaffen und in Thätigkeit zu erhalten; Segen werden sie erst bringen, wenn sie für alle arbeiten, wenn sie nur dazu dienen, den Menschen die zur Produktion ihrer Bedürfnisse nöthige Zeit und Mühe abzukürzen und zu erleichtern. Je mehr unter heutigen Verhältnissen die Technik eines Industriezweiges vervollkommnet wird, je sinnreichere und nützlichere Maschinen in ihm thätig sind, desto mehr sin-

ken allmählig die Löhne der dabei beschäftigten Menschen, weil sich dann stets Alles auf diesen Zweig wirft, wodurch die Folgen der Konkurrenz am grellsten hervortreten. Die Waare muß wohlfeil hergestellt werden; der Fabrikant erzielt diese Wohlfeilheit durch die Maschinen, durch Herabsetzung des Arbeitslohnes der dabei beschäftigten Menschen. Er begnügt sich mit einem kleinen Verdienste am einzelnen Stück und vermehrt dafür seinen Umschlag. Ihn hindert nichts, die Masse seiner Produkte durch neue oder vervollkommnete Maschinen zu vermehren, während der Arbeiter nicht im Stande ist, seine Hände zu vermehren. Die Arbeiter an der irischen Leinenindustrie, welche die Kommission zu erreichen strebt, werden nicht viel besser bezahlt, als unsere Spinner und Weber. Die Baumwollenindustrie ist eine der vollkommensten, die wir besitzen, die Konsumtion ihrer Fabrikate ungeheuer. Fabrikanten und Kaufleute machen durch die enorme Masse der Waaren, die sie verkaufen oder produziren, gute Geschäfte; aber die Arbeiter sind überall die am schlechtesten bezahlten. Die schlesischen Fabrikanten waren und sind reich, während der Arbeitslohn dort, im Eichsfelde ꝛc. ꝛc. auf 2 — 5 Sgr. gesunken war. —

Die Vorschläge der Kommission sind wohl geeignet, die Leinenindustrie an sich zu heben, zur Blüthe zu bringen; aber die Vortheile werden hier, wie überall dem Kapitale, den Fabrikanten zufallen und nicht den Arbeitern. Der Plan ist folgender. Es wird eine Gesellschaft mit einem Kapitale von mehreren Millionen Franken gegründet. Dieses Kapital wird leicht beschafft werden, wenn der Staat die Zinsen mit 3½ pCt. garantirt; oder der Staat betheiligt sich, wenn das Kapital der Gesellschaft auf 5 Millionen festgesetzt ist, mit 2 Millionen unter der Bedingung, daß etwaige Verluste aus diesen 2 Millionen gedeckt werden. Daneben fallen die Vorschläge von Prämien von 15 pCt. an Fabrikanten, welche direkt Leinewand fabriziren ließen, von Ausfuhr-Prämien von 7 — 12 pCt. weg, wie sie in einem großen Nachbarstaate (Frankreich) sich Bahn gebrochen haben. Die Mitglieder der Kommission sind nämlich Freihandelsmänner; der Bericht ist von einem der eifrigsten Freetrader, Hrn. v. Broukère, unterzeichnet. Die Gesellschaft soll sich nicht bloß mit der Ausfuhr beschäftigen, sondern haubtsächlich mit der Organisirung der Arbeit. Man muß sich aber wohl hüten, diesen Ausdruck der Kommission in dem Sinne zu verstehen, wie ihn die Sozialisten verstehen. Daran ist nicht gedacht; es handelt sich blos um eine möglichst wohlfeile und möglichst wenig zeitraubende Vertheilung der Arbeit, deren Ergebnisse aber nicht den Arbeitern, sondern dem Kapitale der Gesellschaft zu gut kommen. Die Gesellschaft soll nämlich in jedem der sieben Arrondissements eine Arbeits-Agentur errichten. Diese Agenturen kaufen den nöthigen Flachs an, rich-

ten ihn zu und lassen ihn spinnen; sie kaufen Maschinengarn, assortiren Kette und Einschlag, vertheilen sie an die Arbeiter und bleichen und appretiren endlich die Leinewand. Dadurch wird den einzelnen Arbeitern die Zeit, welche sie zum Ankauf und zur Verarbeitung der Rohstoffe verwenden mußten, erspart; sie erhalten passendes, gleichmäßiges, wohl sortirtes Garn und können deßhalb eine Waare liefern, welche durch gefälliges Ansehen und Güte den Markt behaubten und die Konkurrenz bestehen kann. Sie arbeiten nicht mehr für sich, sondern im Tagelohn für die Gesellschaft. Da dieses Ziel nicht auf einmal zu erreichen ist, so wird die Gesellschaft vorläufig einige Musterfrabriken errichten; sie muß den Arbeitern, die ihrem Rathe folgen und für sie arbeiten wollen, ihre Waaren abkaufen. Ihr Beispiel wird zu Privatunternehmungen, zur Errichtung von Fabriken auf allen Punkten des Landes anfeuern. Gut; aber was ist damit gewonnen? Es handelt sich, wenn man die Noth der Arbeiter beseitigen will, nicht um die Anlage neuer Fabriken, nicht um die Steigerung der Produktion in's Unendliche; England, welches einer einzigen Fabrik gleicht, welches in der Ueberfülle seiner Produktion erstickt, weil die Märkte der ganzen Welt kaum für seinen Absatz genügen, dieses England zeigt uns ja grade das größte und massenhafteste Elend der Arbeiter. Sondern es handelt sich um die Umänderung der gegenwärtigen Verkehrsverhältnisse, um die Ausgleichung der Mißverhältnisse zwischen Kapital und Arbeit, um die Verhütung der Ausbeutung der Arbeit durch das Kapital, um die Beseitigung der Herrschaft des Kapitals über die Arbeit. Daran ändert der Vorschlag der Kommission überall Nichts. Und wenn sie nun ihren Zweck erreicht hat, wenn sie die ganze Leinenindustrie ihres Landes leitet und beherrscht, wird sie dann weniger, als jetzt die Einzelnen, durch die Konkurrenz des Auslandes gezwungen werden, den Arbeitslohn bis auf das Minimum herabzusetzen? Ist nicht bloß die äußere Konkurrenz an die Stelle der inneren getreten und was wird dadurch geändert und gebessert? Und wollte die Kommission, was sie als Anhängerin des freien Handels nicht will, ihr Land mit Schutzzöllen umgeben, um den Preis auf einer Höhe zu halten, daß sie ihren Arbeitern genügenden Lohn gewähren könnte, würden sich dann nicht die Konsumenten in Masse gegen sie erheben? Würden sie es nicht für eine ungerechte Besteuerung halten, wenn sie zu Gunsten einer Klasse von Arbeitern ihre Bedürfnisse im Inlande theurer bezahlen müßten, als sie dieselben vom Auslande kaufen könnten? Man sieht, unter den gegenwärtigen Voraussetzungen des Verkehrs und des Erwerbes kommt man aus diesem Dilemma nicht heraus; aller Orten erheben sich neue Schwierigkeiten.

„Die Leinwandhändler, wir wissen es wohl, werden Zeter schreien

über unsern Vorschlag," fährt der Bericht fort. Warum? Wenn sie die Konkurrenz mit dem großen Kapitale der Gesellschaft allein nicht aushalten können, was hindert sie, ihre Kapitale zusammen zu werfen und sich gegen die Gesellschaft zu koalisiren? Was hindert sie, der Gesellschaft beizutreten und an ihren Vortheilen Theil zu nehmen? Diese werden sich trösten, sie brauchen bloß ihr Geschäft etwas zu ändern. Die Gesellschaft „will ja kein Monopol, sie will ja der Konkurrenz der Privaten einen großen Spielraum lassen." Die Kommission braucht sie vor den Leinwandhändlern nicht zu rechtfertigen und zu ihrer Rechtfertigung emphatisch auszurufen: „Wir befinden uns sieben Arrondissements gegenüber, welche der Leinenhandel nicht vor dem schleußlichsten Elend zu schützen gewußt hat." Die Leinwandhändler werden ihre Interessen schon wahren, ihre Arbeit schon verwerthen, ihr Kapital schon nutzen. Sie werden nicht in's Elend kommen. Wenn es nur ebenso sicher wäre, daß die Vorschläge der Kommission dem scheußlichen Elend jener 7 Arrondissements wirklich abhülfen! —

Da ihre Vorschläge nicht sogleich in's Leben treten können, so schlägt die Kommission zur Abhülfe der augenblicklich in Flandern und dem Hennegau herrschenden Noth Errichtung von Wohlthätigkeits-Büreaux, Beschäftigung bei öffentlichen Arbeiten, Verminderung oder gänzliche Abschaffung der Steuern, die bis jetzt auf den Nahrungsstoffen lasten, vor. Wir haben es hier aber nur mit ihren Vorschlägen in Bezug auf die Leinenindustrie zu thun. — Diese Vorschläge mögen die Industrie fördern, sie zur Blüthe bringen, d. h. man wird Leinewand in Masse produziren und verkaufen; aber die Blüthe der Industrie ist leider nicht gleichbedeutend mit dem Wohlergehen der Arbeiter. So wenig der ungeheure Verbrauch von Baumwollenwaaren den Webern und Spinnern den früheren guten Lohn, ja auch nur einen halbwegs ausreichenden hat erhalten können, so wenig wird die von der Kommission vorgeschlagene Hebung der Leinenindustrie das vermögen, weil grade bei der Fabrikation der gangbarsten Artikel die Konkurrenz mit allen ihren Folgen am grellsten hervortritt. Blüthe der Industrie! Das heißt gegenwärtig unter der Herrschaft der freien Konkurrenz, bei der Anarchie des Verkehrs: Eine Waare wird gesucht, findet Absatz; man produzirt sie also in möglichster Masse, aber man produzirt blind in den Tag hinein, weil der eine Fabrikant nicht weiß, was der andere liefern wird, weil also seine Ansichten von dem Bedürfniß immer nur Muthmaßungen sind. Dann sind die Märkte überfüllt, dann entstehen unter Mitwirkung anderer Umstände jene Schwankungen des Handels, jene Krisen, deren Folgen in England so furchtbar zu Tage kommen. Dann wird die Arbeit eingeschränkt oder eingestellt und tausende von brodlos ge-

wordenen Arbeitern mit ihren hungernden Weibern und Kindern legen Zeugniß ab von der Blüthe der Industrie! Die kleinen Fabrikanten müssen zu den augenblicklichen niedrigen Preisen losschlagen und werden vernichtet. Die großen Kapitalisten sehen dem ruhig zu; sie halten ihre Waare zurück und bringen später durch höhere Preise ihre Zinsverluste wieder ein. Jetzt ist der Markt wieder leer, und das Spiel beginnt von Neuem, der Industriezweig erlangt neuen Aufschwung und — kommt wieder zur Blüthe! Ich will durchaus nicht gegen die Vorschläge der Kommission protestiren; im Gegentheil, sie müssen ausgeführt werden. Stillstehen oder gar umkehren auf der Bahn, die wir einmal betreten haben, ist unmöglich; wir müssen vorwärts in der einmal begonnenen Entwickelung. Die Civilisation muß sich erfüllen! Die Lage des Proletariats ist der Kulminationspunkt der Civilisation und die Industrie, die Beherrscherin unserer Zeit, treibt überall auf diesen Kulminationspunkt hin, wo sie sich frei entwickeln kann. Sie in der Schwebe halten, bessert Nichts und ist auf die Dauer auch unmöglich; wir werden von unserer ganzen Entwickelung bis auf jenen Punkt hingetrieben. In dem Proletariate selbst aber beginnt das Bewußtsein der Ursache seiner Lage zu erwachen und diese Ursache ist der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit, welcher die Welt in zwei Lager theilt, in wenige Besitzende und unzählige Besitzlose. Die Lösung dieses Gegensatzes ist die Lösung der sozialen Frage. Die Blüthe der Industrie hat nun zwar jenes massenhafte Proletariat geschaffen, aber sie hat ihm auch das Verständniß seiner Lage eröffnet. Der Einzelne verschleppt sein Elend, er denkt, das ist von je so gewesen und wird immer so bleiben, er wird auf den Himmel vertröstet. Aber die Proletarier der Industrie haben anders denken gelernt; ihre Noth befällt immer zu große Massen zugleich. Unsere Zustände haben das massenhafte Proletariat erzeugt, sie erhalten es und rufen es überall hervor, wo es noch nicht existirt. Sind wir aber bis dahin gelangt, dann heißt es: Bis hieher und nicht weiter! Wenn die alten Mittel sich als unzureichend, als schädlich erwiesen haben, dann wird man sich nach neuen umsehen. Man befördere also vorläufig die Industrie zur Blüthe. — L.

Jordan's Wanderungen aus seinem Gefängnisse.

Der gefangene Sylvester Jordan hat im Jahre 1840 gar lehrreiche Wanderungen aus seinem Gefängnisse angetreten, welche ihm das ehrenvolle Zeugniß ausstellen, daß er schon damals über die armselige Ober-

fläche der Politik sich erhob und zum Nachdenken über unsere gesellschaftlichen Verhältnisse gelangte. Darum haben auch die „liberalen" Journale Deutschlands, diese Eunuchen selbst in der Politik, des Jordan'schen Buches „Wanderungen aus meinem Gefängnisse. Frankfurt 1846." nur vorübergehend gedacht und dasselbe einzig als etwas Außergewöhnliches bezeichnet. Die Herren Liberalen, die erst über Jordan's Gefangenschaft des Jammerns kein Ende fanden, sie schweigen über das Produkt seiner Leidensjahre, das noch dazu mit einem Geiste geschrieben ist, wie ihn die liberale Partei schwerlich in ihrer Mitte aufzuweisen haben dürfte. Wir freuen uns, Jordan nicht mehr zu diesen Schwätzern rechnen zu müssen, sein guter Wille und sein Talent ließen ihn erkennen, daß die politischen Institutionen für sich allein (und die politischen Tiraden der liberalen deutschen Journale noch weniger) das Heil nicht bringen könnten.

Wir hegen die feste Ueberzeugung, daß wir im Joche der Politik nicht ewig forttraben müssen, daß wir uns nicht mit bloß politischen Institutionen und Reformen zu begnügen brauchen. Die Politiker, Radikale wie Conservative, haben uns dieses „Schicksal" prophezeiht, doch wird sich dieses polizeilich civilirte Geschlecht in sein Schicksal fügen? Nein, denn jedes Institut, das uns gegeben, trägt seinen Gegensatz, und somit den Keim des Verderbens in sich.

Wir wollen Jordan in seinen unpolitischen Wanderungen begleiten und seine eigenen Worte als Wahrzeichen hinstellen. Der Unterschied von den gewöhnlichen Liberalen erhellt sogleich daraus, daß er, um den „Uebeln" der heutigen Gesellschaft abzuhelfen, Zwangsmaßregeln nur hier und da, und zwar in den höchsten Nöthen, angewendet wissen will. Man urtheile selbst. „Das europäische Verbot des Bettelns ist nämlich in der Absolutheit ein Verbot des Hungerns, indem man bekanntlich das Betteln verbietet und bestraft, ohne für den Unterhalt der Armen zu sorgen. Man hat in Europa zwar auch öffentliche Arbeits- und Manufakturanstalten, Zucht- (eigentlich Unzucht- oder Verziehungs-) Häuser genannt, aber nicht für ehrliche Leute; sondern um in diese und sonach zu Brod zu kommen, müssen die Armen erst den Weg der Laster und Verbrechen durchwandern; und je größer der Verbrecher ist, auf desto längere Zeit wird er in diesen Anstalten versorgt. Will ein Entlassener, wenn nämlich der durch das Verbrechen erworbene Anspruch auf Versorgung aufhört, wieder zu Brod kommen, so muß er wieder ein Verbrechen begehen, mit welchem ein solcher Anspruch auf Brod verbunden ist."

Zwar werden euch die Herren sogleich die Nützlichkeit und Weisheit des Straffystems und der hierauf bezüglichen Gesetze haarklein beweisen, aber unserer bescheidenen Meinung nach muß der Erfolg sprechen und

nicht die Absicht. Wir kennen eure philantropischen Hülfsmittel, ihr Juristen und Staatskünstler, wir wissen, daß ihr den Menschen für eine wilde Bestie erklärt habt, die man in den Käfig der Gesetze einschließen muß.

„Von der Freiheit auf dem Papiere bis zur wirklichen Freiheit im Leben ist noch ein großer Schritt, und aus diesem werdet ihr Publizisten, Gesetzgeber ꝛc. mit allen euren Constitutionen, Charteu ꝛc. die Unfreiheit nicht so leicht zu verbannen vermögen. Während ihr gegen die gutsherrliche Leibeigenschaft mit allem Feuer der Beredtsamkeit haranguirtet und den Bauer von der Scholle zu emancipiren strebtet, ließt ihr es ganz ruhig geschehen, daß sich Tausende an die Fabrikherren zu eigen hingaben und sich an die Webstühle und andere Maschinen fesselten." — „Sie sind zwar nicht Leibeigene eines bestimmten Fabrikherrn, insofern sie diesen wieder verlassen dürfen, aber doch Sklaven der Fabrikherren überhaupt, da sie ohne solche nicht leben können."

Auch diesen Zustand malen euch die deutschen Zeitungsschreiber und Rechtskundigen als einen ganz naturgemäßen, das Verhältniß der Arbeiter zu ihren Herren dünkt ihnen ein rein väterliches. Und dann, fügen sie wohlweise hinzu, wenn die Arbeiter noch keine höheren Ansprüche erhoben, sie sind in ihrer Armuth glücklich. Glücklich, weil sie sich der eisernen Nothwendigkeit fügen, welche die Sorge für ihre Existenz ihnen auferlegt?! *)

„Welche Aussicht für Armuth und Elend öffnet sich hier nicht dem Auge! Wenn die Fabriken sich täglich vermehren, die Konkurrenz der Waaren zu und der Preis derselben abnimmt, und der Arbeitslohn immer mehr herabgesetzt werden muß, die Preise der Lebensmittel aber bleiben oder gar steigen; wenn Fallimente eintreten, Fabrikgebäude abbrennen, oder die Fabriken sonst eingehen müssen, weil sie sich nicht halten können, und die Fabrikarbeiter sich zusehends vermehren!"

Dann kommt es dahin, daß man eine scharfe Zucht unter den Arbeitern einführt, daß man sie in den Schranken der Genügsamkeit hält, daß man Sparkassen errichtet, wo nichts zu sparen ist, Unterstützungsvereine, wo keine bloße Unterstützung fruchtet, daß man dem Menschen den Naturtrieb zügelt, indem man ihm das Heirathen verbietet, daß man ihm Geduld und Ergebung predigt, oder — — —

Die Armuth wird heutzutage gepflegt, bewahrt, sie ist nothwendig für unsere bürgerliche Gesellschaft. Die Gesetze, welche die Armuth pflegen, müssen wie alle Gesetze „heilig" gehalten werden. Der heutige Staat

*) Als jüngst im Hannöverschen die Arbeiter an öffentlichen Bauten höhern Lohn bei der Theuerung verlangten und nach Verweigerung desselben ihre Arbeit einstellten, wurden sie bedeutet, binnen 24 Stunden Stadt und Umgegend zu verlassen.

kann ohne Armuth nicht bestehen, die Regierungen können die Armuth nicht aufheben, sondern, weil die Zustände sie bedingen, nur „gesetzlich" einschränken.

Jordan stellt ein Muster von einem „Staat" auf, wo von Kriminaljustiz stehenden Heeren, Beamtenherrschaft keine Spur zu sehen ist, aber es ist weiter nichts, als ein Muster, weil es die Gegensätze von Arm und Reich beibehält, welche stets ihre so verabscheuten Folgen mit sich führen müssen. Jordan steht über der Politik, aber noch rath- und hülflos; denn das Elend, überhaubt die Ungleichheit wird durch Ideale nicht verbannt. Seine Ansicht faßt sich in Dem zusammen, was er über die Armuth sagt:

„Die Armuth wird in euren Staaten als das größte Uebel betrachtet, wie dagegen der Reichthum euch als das größte Glück erscheint. Wer nun mit jenem furchtbaren Uebel behaftet, d. h. arm ist, wird überall mit Verachtung zurückgestoßen und maltraitirt, wie es einem Hunde nicht leicht begegnet; im Gegentheile pflegen euer Reichen die Hunde nicht bloß besser als das Gesinde, sondern oft besser als die eigenen Kinder zu behandeln. Im Durchschnitte ist bei euch ein Hund weit besser daran, als ein Armer, um den sich in der Regel Niemand bekümmert als die Polizei, aber nicht, um ihm zu helfen, sondern wie es nach euern Gesetzen genannt wird, um ihm zu strafen, ihn, den das Geschick ohnehin schon sattsam gestraft hat; und zwar ihn zu strafen, weil er sich erdreistete, hungrig zu werden, und die Reichen um die Abfälle ihrer Schwelgerei zu molestiren." — „Es ist daher kein Wunder, daß die Armen, diese überall verachteten und zurückgestoßenen Paria's, in eine feindliche Stellung zur bürgerlichen Gesellschaft gerathen, diese als ihre Feindin betrachten und sich gegen dieselbe Alles erlauben, was man gegen den Feind überhaubt für erlaubt hält." — „Was diese Menschen von eurer bürgerlichen Gesellschaft erlangen, ist daher nichts, als Unangenehmes, Verachtung, Zurücksetzung, Strafe und Brandmarkung."

Wenn Jordan das Wesen der Gegensätze, das Einzel-Interesse in seinem Widerspruch zu den Interessen aller Anderen, fest ins Auge gefaßt hätte, so würde ihm nicht das Mehr oder Weniger der Abgaben als Haubtsache gelten. Dieses macht die Arbeit nicht anziehend, die Arbeitsstunden nicht geringer, das Leben nicht freundlicher. Nicht der Standesunterschied, die Heere, die Beamten bilden das öffentliche Unglück, sondern der Erwerb ist es, welcher zur Haubtsache des Lebens sich gestaltet.*) Wie kann

*) Aber jenes sind doch auch wieder nur die verschiedenen Formen von diesem, die konkreten Gestaltungen des abstrakten Begriffes! D. Red.

man von einer Ordnung, wie sie heute existirt, verlangen, daß sie sich der Armen annehme, dieser Armen, welche schon durch ihr bloßes Dasein gegen die Ordnung verstoßen. — Wir übergehen das, was Jordan über die heutige Gerechtigkeitspflege, namentlich über die Todesstrafe, gegen die er sich entschieden erklärt, über die Kriege, die stehenden Heere sagt. In der Schilderung seines Ideals einer besseren Gesellschaft sagt der Verfasser von der Regierung des glücklichen Landes:

„Man hat dort die anti-europäische Ansicht, daß das Gesetz, welches den allgemeinen Nationalwillen ausspricht, das höchste sei, dem ein Jeder zu gehorchen habe; und daß auch die Obrigkeiten, die dort sämmtlich durch diejenigen Gemeinheiten, die unter derselben zu stehen haben, gewählt werden, nur ebenso dem Gesetze gehorchen, wenn sie dasselbe handhaben und vollziehen, als diejenigen thun, welche den gesetzlichen Befehlen der Obrigkeiten Folge leisten. Denn die Ersteren wären ebenso zum Handhaben der Gesetze, wie die letzteren zum Befolgen der hierauf bezüglichen Befehle gesetzlich verpflichtet; Beide thäten nur ihre gesetzliche Schuldigkeit und stünden daher einander ganz gleich, da es bei der Taxirung des Werthes des Menschen nicht auf die Beschaffenheit der Pflicht, sondern nur darauf ankomme, ob er die ihm obliegende Pflicht wirklich erfülle.“ —

E. Weller.

L'entente cordiale.

Paris im Dezember 1846.

Daß die Deutschen draußen von der französischen Politik und den gesellschaftlichen Zuständen Frankreichs keine klare Ansicht gewinnen, läßt sich entschuldigen; sie haben zu dringende andere Geschäfte, die sie von einer solchen Nebensache mit Recht entfernt halten. An Katholiken, Protestanten, Unirten, Juden ꝛc. hatten sie nicht Sekten und Religionen genug — sie sehnten sich nach einem neuen Propheten! — Deutschland ist so vertieft in seinen religiösen Debatten, es diskutirt so eifrig über die Reformen von Ronge und Wislicenus, über Deutschkatholiken, freie Gemeinden und ihre Gegner, die Orthodoxen und Pietisten; es hat seine romantische nationale Sehnsucht so bereitwillig vom Rhein an den Belt getragen und eben so feurig wie früher „Sie sollen ihn nicht haben“ jetzt „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ gesungen. Sie sehen, ich reime schon malgré moi, wenn ich nur davon spreche: — und da ist es zu viel verlangt, daß es auch noch wissen soll, was weiter hinaus über seinen Grenzen geschieht.

Etwas anderes ist es dagegen mit den deutschen Professionspolitikern in Paris — mit den Deutschen in Frankreich, die mit Verachtung auf die deutschen politischen Verhältnisse herabsehen, und sich deßhalb gar nicht die Mühe geben sie zu begreifen — diese wissen dagegen auch von den französischen Zuständen — — gar nichts, noch weniger als nichts; ja, mit dem Nichtswissen begnügen sie sich nicht, sie geben sich Mühe, alles falsch zu wissen und Deutschland durch die langweiligste Darstellung der hiesigen Zustände auf seine eigene interessante Lage fortwährend ausschließlich anzuweisen.

Sie denken vielleicht der deutsche Litterat in Paris kümmert sich um die Franzosen von anno 1846? Er kenne die Eigenthümlichkeiten der heutigen Bourgeoisgesellschaft? Er wisse etwas von französischer Industrie, von Schiffahrt und Handel, von den Zuständen der Armen? Von der Ausübung der Justiz und dem Stande der Civilgesetzgebung? Sie meinen vielleicht, er bemühe sich, Bekanntschaften anzuknüpfen mit den Häuptern der zwei oder drei großen Parteien, oder wenn auch nicht mit diesen, so doch mit Einheimischen, von denen er lernen kann, wie man französisch, wie man bürgerlich französisch über die schwebenden politischen Fragen denkt? Sie erwarten, er suche sich genaue Kenntniß vom Mechanismus in den einzelnen Verwaltungszweigen zu verschaffen? Ei, ei, mein guter Herr, — das meinen Sie, und wissen doch, daß ich von Litteraten, von Professionslitteraten, von deutschen Professionslitteraten spreche?

Nein — draußen lernen sie nichts, weil die Gegenstände, welche sie wirklich behandeln, lauter unwirkliche problematische Schwindeleien sind, — hier lernen sie nichts, weil ihrem an papierene Nahrung gewöhnten Magen der für sie unverdauliche Rest höchst präciser, materieller, prosaischer Gegenstände geboten wird. Draußen lernen sie nichts, weil Romantik und Ideologie nur zu träumen und nicht vernünftig und klar zu erfassen ist, hier lernen sie nichts, weil sie ans Träumen gewöhnt ihre mitgebrachten Träume für hiesige Wirklichkeit ansehen.

Der deutsche Litterat, der nach Paris kommt, ja sei er auch schon vorher „zwei Jahre in Paris“ gewesen, sieht nichts, und verlangt nichts zu sehen, als Jakobiner, Sansculotten, Bras-nus, das Haus Robespieres in der Rue St. Honoré, imaginäre unterirdische Gänge aus den Tuilerien in die Festungswerke — und warum ließ er den Gang nicht bis an die belgische Grenze fortsetzen, es kostete ja nur eine Zeile mehr — den Einband von Fouriers Quatre mouvements, Börne's Grab u. s. w. Wirkliche Franzosen, d. h. Menschen, die von französischen Eltern abstammen, und ohne deutschen Accent französisch sprechen, also französische Kaufleute, Beamte, Soldaten, Deputirte, Handwerker, Gelehrte und Fabri-

kanten sieht er sein ganzes Leben lang nicht; er verachtet sie, er scheut sie, weil sie den Jakobinern nicht gleichen, und was die Haubtsache ist, weil sie mit Eugen Sue's Banditen durchaus keine Aehnlichkeit haben. O diese Banditen — da ist der Deutsche in seinem Element! — Er geht am hellen Tage, — denn bei der Nacht fürchtet er sich — in der Cité spazieren, und sucht Chourineurs, maitres d'ecole, die Chouette und die fleur de Marie; an einem schönen Sommertage fährt er auf der Eisenbahn hinaus nach Asniéres und forscht auf der Insel der Louve und dem Martial nach — und was an's Unglaubliche grenzt, er findet sie auch; die erste beste Stallmagd ist das Modell zu Sue's Louve gewesen, ein beliebiger Debardeur hat ihm zu seinem Martial gesessen, und trotz dem, daß Herr von Rambuteau, der Polizeipräfekt, alle alten Häuser und Straßen in der Cité einreißen ließ, sieht unser guter Deutscher in jedem Weinhause einen tapis franc, eine Räuberhöhle, in jedem feiernden Ouvrier einen forçat libéré, in jedem verkrüppelten Kinde, das die Mildthätigkeit der Vorbeigehenden anspricht — einen Tortillard. — Dann kömmt er des Abends von seinem gefährlichen Spaziergange durch die taghell beleuchteten Straßen nach Hause — o Schrecken, auf dem Tische liegt das Elementarbuch des Deutschen in Paris, liegt die illustrirte Ausgabe der Mistères aufgeschlagen, und die einäugige Chouette — eine wahre Karrikatur, eine lächerliche Unmöglichkeit — grinzt ihn an, und verscheucht den Schlaf von seinen Augen. „Morgen müssen sie mir aus dem Hause, die verfluchten Bilder, — es ist genug, daß mir ein Chourineur begegnet, wie ich den Fuß auf die Straße setze — morgen bei Tage schaffe ich sie fort, und lasse mir neue Riegel an die Thüre meines Schlafzimmers machen."

Glauben Sie ja nicht, daß ich Litteratur mache, daß ich träume, und selbst wieder die Deutschen in Paris sehe, wie sie nicht sind. Jedes Wort ist die palpable Wahrheit — wollen Sie wissen, wie der Sachse hieß, der die verfluchten Bilder in seiner Herzensnoth aus dem Hause schaffte? Aber in Deutschland hat man zu viel Angst vor Persönlichkeiten!! — einen Namen nennen, und Hochverrath am Moloch der Anonymität, am heuchlerischen Götzen des Incognito begehen, — pfui, das ist gemein. . . . Fragen Sie lieber den Hrn. Dr. Ruge, er war ja zugleich mit mir während „zweier Jahre" in Paris, vielleicht ist er indiskreter als ich, und nennt Ihnen den romantischen Sachsen en question; wenn er so was ausplaudert, kann er's philosophisch rechtfertigen!

Ich versichere Sie, nicht mit Heiterkeit über diese Menschen und ihr Treiben reden, ist eine Unmöglichkeit — sie sind komisch und lächerlich, und ihre gänzliche Unbedeutenheit hält ihrer Abgeschmacktheit das Gleich-

gewicht. Und nun möchte ich, Sie könnten diese Leute an den abgeblaßten grünen Tischen in den zwei großen Lesekabinetten der Galerien Valois und Montpensier im Palais-royal sitzen sehen — wie sie alle französischen Journale durchstöbern, an den Fingern kauen, und endlich aus den disparatesten Dingen einen s. g. Originalartikel, eine Korrespondenz für die deutschen Journale zusammensudeln! Leute, die zur Noth so viel französisch verstehen, um den groben Sinn eines feinen Artikels der „Presse" zu erfassen, und zu knapper Noth deutsch genug, um einen glücklich erhaschten Gedanken in vaterländischen Worten plump wiederzugeben! Was in den heutigen französischen Journalen interessant ist, die persönlichen Beziehungen, die feinen Distinktionen und Nüancen sonst werthloser Parteiansichten, die Koquetterien in Styl und Ausdruck, — das Alles begreifen diese Leute nicht, und wenn auch, so geht es bei der Uebersetzung verloren. Was übrig bleibt, ist das hölzerne Gestell einer Abends vorher produzirten brillanten Theaterdekoration — — und dieß genießt das deutsche Publikum als die Quintessenz der französischen inneren und auswärtigen Politik.

Ich will Ihre Leser heute von einem Gegenstande unterhalten, welcher der Angelpunkt der französischen innern und auswärtigen Journal-Politik ist; von einem Gegenstande, den deutsche Literaten von der beschriebenen Gattung erstens nicht verstehen, und der zweitens von ihnen bloß als Parteigeklatsche aufgefaßt und daher seines großen praktischen Interesses entkleidet worden ist; ich meine die entente cordiale oder die englisch-französische Allianz.

Im Sinne der Journal-Politik gefaßt, ist die Entente cordiale, wie sie von einem Tage zum andern durch eine beliebige Kleinigkeit, durch die Entschädigung Pritchards, durch die Debatte über das Durchsuchungsrecht und den Frieden von Marokko, ja sogar durch die spanische Heirath gebrochen werden kann, ein unbedeutendes, chimärisches Parteischlagwort, eine Pauke, auf der jeder Kannegießer sein politisches Liedchen akkompagniren kann. Denn was wird zerstört z. B. durch die Differenz wegen der spanischen Heirath? Das Stichwort, aber kein Verhältniß, keine Beziehung der beiden Länder zu einander, noch zu dem europäischen Osten. Eine durchbrochene Chimäre war eben vor dem Bruche immer eine Chimäre; ein Einverständniß ohne bestimmten Gegenstand, dem es gilt, bedeutet gebrochen so viel, als wenn es bestände — es bedeutet nichts. Eine mysteriöse Redensart, hinter der man Alles suchen kann, ohne daß wirklich etwas dahinter steckt, von der man keine sichtbaren Resultate kennt, durch die man aber alle wirklichen Differenzen in den Hintergrund drängt oder ganz verdeckt, ist ein diplomatisches Hausmittel, aber kein welthistorisches,

BIBLIOTECA

bedeutsames Moment. In diesem Sinne ist also die Entente cordiale eine sinnlose, inhaltsleere, politische Abstraktion, ein theoretischer Kontroverspunkt, der bei jedem palpabeln, praktischen Vorfall, wie die Mumie an der Luft, in Staub auseinander fällt.

So gefaßt ist also die Entente cordiale ein literär-politisches Stichwort, das, herausgerissen aus einer Thronrede, seitdem den minutiösen Differenzen der beiden großen Nachbarländer als Thema zu politischen Variationen dient. So gefaßt, verdient es keine andere Kommentatoren als die würdigen Repräsentanten der deutschen politischen Wissenschaft in Paris, und in objektiver Beziehung die Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit der unter andern Umständen dabei auf's Höchste interessirten übrigen europäischen Großmächte. — Jede einzelne Differenz zwischen beiden Ländern unter sich, oder einem dritten Staate gegenüber ist daher — immer unter der gestellten Voraussetzung, — ganz isolirt für sich zu betrachten, und nicht auf ein drittes, nur als Chimäre bestehendes Verhältniß, auf die Entente cordiale zu beziehen; jede einzelne Differenz und ihre Lösung hat dann nur in speziellen Zwecken ihren Grund oder höchstens in alten Antipathien und Rivalitäten und historisch-romantischen Allfanzereien von Nationalhaß, der sich hinauf bis zu Karl V. (den Weisen)*) datiren läßt. Was die speziellen Zwecke angeht, welche die Lösung einer solchen Differenz, also z. B. der Indemnité Pritchard bestimmten, so haben diese die englischen Journale stets mit vollkommenster Genauigkeit entwickelt — die französischen Zeitungen dagegen sind in Bezug auf Detailkenntniß, was den Handel, das Zollsystem und die Industrie im eigenen Lande angeht, erstaunlich unwissend, und die „Presse," „Debats" und den „National" ausgenommen, wissen sie alle zusammen von England gar nichts. In Frankreich sind eben Handel, Industrie und Politik immer noch getrennte Dinge; für die hiesigen Journale sind immer noch Redensarten wie Dignité nationale, Concert européen, la foi publique und dgl. die Wesenheit der Politik, während der Dienst aller politischen Ideale in England bereits längst in den Kultus von kommerziellen Vortheilen, von Handelsbeziehungen, Märkten nnd Absatzwegen, von Produktions- und Arbeitskräften umgeschlagen ist. Während also für die Franzosen die Marquesasinseln eine bloße Question de Dignité waren, überlegte sich England, daß bei seiner Beherrschung aller Meere Taïti ihm immer nur einen kleinen Vortheil biete — daß der Besitz dieser Insel für Frankreich dage-

*) Dieser Karl V. der durch seine Händel mit Charles le mauvais und mit Marcel, dem Prévôt der Kaufleute in Paris, so berühmt wurde, heißt Charles cinq., der deutsche Kaiser Karl V. heißt Charles quint. (C. quintus.) A. d. V.

gen unter allen Umständen eine nutzlose Last sei, die seine Kräfte zersplittere. Damit also die Franzosen diesen ihnen schädlichen Besitz nicht aufgeben, müssen die Engländer so thun, als legten sie den paar erbärmlichen Inselchen einen großen Werth bei — d. h. sie mußten die französische Marotte der Dignité nationale im Schach erhalten. Das ist ein so einfaches Manöver — aber es wurde am richtigen Platze angewendet, und gelang, wie Jedermann weiß. Die drei anderen Differenzen, ja die unaufhörlich für Frankreich beunruhigende Lage von Algier, lösen sich gradeso einfach, und um mich nicht in ein zu großes Detail zu verlieren, übergehe ich sie.

Wer die Geschichte und die ewigen Kämpfe der beiden großen Nationen mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, der wird begreifen, daß noch in den ersten paar Jahrhunderten im ethischen Sinne des Worts vom brüderlichen Verständniß, von einer herzlichen Allianz, von einer Entente cordiale zwischen Frankreich und England keine Rede sein kann. Von Karl V. herauf bis in's Jahr 1815 — wann war England nicht gegen Frankreich? Wann hatten beide Länder dieselben Interessen? Oder wenn sie sie hatten, zu welcher Zeit wurden sie nicht durch Rivalität beim Entstehen wieder gebrochen?

Unter der Restauration, die doch England mit herbeigeführt, war von einer Entente cordiale keine Rede, und dennoch erlaubte sich Frankreich zehnmal mehr, als es heute England gegenüber wagen darf. Unter der Restauration wurde Algier genommen, und die Herrschaft des Mittelmeers mit England getheilt, und es entstand kein Krieg daraus. Und trotzdem erkannte England zuerst die Julirevolution an — eine Revolution, von der es unendlich viele Kalamitäten für Frankreich hoffte, die es alle für sich benutzen zu können glaubte. Und jetzt, da England sieht, wie es sich getäuscht hatte, wie falsch seine Kombinationen waren, wie die Julirevolution Frankreich vollständig konsolidirt und im Innern beruhigt hat, — sollte es sich auf einmal zufrieden geben, und mit Frankreich gemeinschaftliche Sache machen? Gemeinschaftliche Sache, gegen wen? Zu welchem gemeinsamen Zweck? Frankreich soll England neue Märkte für seine Waaren schaffen helfen? England soll Frankreichs Kolonien schützen? Abgeschmacktheit ohne Gleichen!

Natürlich rede ich dabei immer nur von den herrschenden Parteien beider Länder; von der unterdrückten, beherrschten, arbeitenden Volksklasse, der zu Freundschaft und Feindschaft gleich unberechtigten Mehrzahl, rede ich nicht. Unglückliche haben immer Sympathien zu einander, — ich wüßte keinen Grund, weßhalb englische Fabrikarbeiter französische Ouvriers zerfleischen sollten! Daß aber die herrschenden Engländer Frankreichs Kolonien gegen das Mutterland heimlich durch Geld aufreizen, daß sie

Frankreichs Handel in der ganzen Welt zu erschweren suchen, daß sie Abd-el-Kader fortwährend unterstützen, die Holzmagazine im Mourillon anzünden lassen, mit den Progessisten in Spanien gemeinsame Sache machen — ja daß sogar vor wenig Tagen Lord Palmerston den jungen Grafen von Montemolin besuchte — das begreife ich vollständig.

In allen besonderen Fragen, die ja in Summa die gesammte Politik ausmachen, handeln also die beiden Regierungen jedesmal nach ihren egoistischen besonderen Interessen — und haben nie aufgehört, so zu handeln. Was heißt also der Schall: Entente cordiale?

Ich resumire, wenn auch mit andern Worten: Der Entente cordiale liegt kein völkerrechtliches Verhältniß, kein Vertrag aber auch keine Sympathie der beiden Völker, kein gemeinschaftliches Interesse zum Grunde; sie hat sich also, da sie wirklich nicht besteht, auch durch nichts beurkunden können. Die gemeinschaftliche Aktion in La Plata, die gegenseitigen Königsvisiten in Eu und in Windsor — die einzigen winzigen Symptome, aus denen offizielle Historiographen Trophäen der Entente cordiale zu machen versuchten, bewiesen nur bis zu welchen Abnormitäten und Zerstreuungsversuchen die Langeweile eines dreißigjährigen allgemeinen Friedens führen kann — für ein besonderes Freundschaftsverhältniß der Regierungen beider Länder beweisen sie nichts. Handelschaft kennt keine Freundschaft — und auf diesem Fuße stehen Frankreich und England zusammen. — —

Die Entente cordiale, da sie kein praktisches folgenreiches Verhältniß ist, muß also einen andern Sinn haben. Dieser Sinn ist ein doppelter.

Die Entente cordiale drückt erstens die Sehnsucht, den natürlichen Wunsch des jüngern, schwächeren, kaum konstruirten, usurpatorischen Bourgeoisstaates aus, vom Auslande mit dem älteren, reicheren, legitimen englischen Bourgeoisstaate auf gleiche Stufe gestellt zu werden. Diese Sehnsucht haben alle Parteien in Frankreich, nur daß jede Partei ihr anders fröhnt, so bald sie am Ruder ist, und daß eine jede, da es ihr haubtsächlich auf die Herrschaft ankommt, heuchlerischer Weise selbst diese Sehnsucht verleugnet, wenn sie dadurch die herrschende Partei vom Ruder verdrängen kann. England wie Frankreich sind Bourgeoisstaaten; nur hat man sich legitimer Seits zu behaubten gewöhnt, in Frankreich sei der Bürger par la mauvaise porte auf den Thron gestiegen, weil er ihn durch zwei heftige, flagrante Revolutionen erstürmte; in England dagegen, wo die Revolutionen eben so tief eingreifend wirken, aber sich öfter wiederholen, und darum minder gewaltthätig erscheinen, habe sich das Bourgeoisregiment legitim (historisch) entwickelt; das offizielle Frankreich hat

nicht Ruhe noch Rast, so lange der Vorwurf der Illegitimität auf ihm ruht; — ja gleich in den ersten Tagen des neuen Regiments suchte Ludwig von Orleans zu beweisen, daß er ein Bourbon sei, und verbreitete unzählige Flugschriften in Paris, in denen dargethan wurde, der Herzog von Bordeaux sei ein untergeschobenes Kind!

Hatte doch Napoleon schon dieselbe Legitimitätsmarotte! Ein ehemaliger Diplomat aus der Kaiserzeit, der alte Baron von Bilderbeck, ein Veteran aus der guten klassischen Epoche der deutschen Litteratur, der in tiefster Zurückgezogenheit in Sarcelles, einem Dorfe in der Umgegend von Paris, wohnt, hat mir ein in dieser Beziehung höchst merkwürdiges, bisher noch ungedrucktes Aktenstück, das der Kaiser auf Elba einige Tage vor seiner Rückkehr nach Frankreich seinem Schreiber diktirt, mitgetheilt. Ich habe die Erlaubniß, es französisch und deutch drucken zu lassen, was ich demnächst thun werde. Napoleon entwirft ein weitläufiges Manifest an die französische Nation, in welchem er bemerkt, daß Ludwig XVIII., falls es ihm glücken sollte, den französischen Thron zu behaubten, nicht die alte Dynastie der Bourbons fortsetze, sondern eine ganz neue Dynastie begründe; daß er selber dagegen und seine Deszendenz vollkommen legitime Rechte auf den französischen Thron habe. Zu was war das gut, wenn Napoleon die Schlacht bei Belle-Alliance gewann, — was half ihm die Deduktion, da er sie verlor? Merkwürdiger Weise vergaß Napoleon auch dies Manifest bei seinem plötzlichen Aufbruch von Elba — ob aber publizirt, oder nicht, es beweis't immer, wie gut Napoleon die modernen Franzosen — dies Volk von lauter Juristen — kannte. — Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit einen Vorfall zu erzählen, der mir aus derselben Quelle mitgetheilt wurde, und dessen Wahrheit ich keinen Augenblick in Zweifel ziehe. Er beweis't, wie selbst im Zenith seiner Macht der Kaiser von Legitimitäts- und Usurpationsgedanken gefoltert wurde.

Es war einige Tage nach dem Tilsiter Frieden, und es galt nun, das zusammengeworfene Europa von Neuem zu rekonstruiren.

Eines Tages bat der Graf de la Besnadière den Kaiser um die Erlaubniß, ihm in dieser Beziehung einen Plan vorlegen zu dürfen. Der Kaiser verlangte ihn zu hören. —

Es handelt sich darum, begann der Graf, das Prinzip der Usurpation in ganz Europa oder doch wenigstens an den Grenzen des Kaiserreichs durchzuführen. Sie haben Preußen zusammen geworfen — geben Sie denn heute Brandenburg ganz Deutschland, bis an den Rhein im Westen, bis zu den österreichischen Besitzungen im Osten, und entschädigen Sie die übrigen deutschen Souverains, theils in Polen, theils in Italien;

dann ist jeder ein Usurpator, und Alle haben das größte Interesse, die Dynastie Eurer Majestät zu unterstützen.

Napoleon war im höchsten Grade betroffen. Er befahl dem Grafen, am nächsten Tage wieder vor ihm zu erscheinen — da trat Talleyrand dazwischen, und stellte dem Kaiser die Sache so lächerlich und unausführbar dar, daß davon keine Rede mehr war. Ich möchte wirklich wissen, was in diesem Genre damals dem Kaiser unmöglich gewesen wäre — aber Talleyrand rieth dem Kaiser ja immer sein Verderben.

Betrachten Sie nun aus diesem Gesichtspunkte die Entente cordiale, dann wird Ihnen mit einem Male erklärlich sein, warum sich Frankreich beständig von England demüthigen läßt; von England, das im Grunde doch immer nachgiebt, sobald ihm ein anderer Staat die Zähne zeigt; das Amerika fürchtet, weil es ihm widersteht, das selbst Frankreich wegen des Durchsuchungsvertrags nachgab, als die Deputirtenkammer sich gegen die Ansicht der französischen Minister aussprach; und das sich wegen schwerer Verletzung der Rechte eines Agenten mit einer elenden Entschädigung von 20,000 Frs. begnügte!

Aber natürlich ist's, daß sich Lord Palmerston einbildet, ganz Frankreich läge ihm zu Füßen, wenn, wie es heute geschieht, nach den Injurien der englischen Presse und der englischen Diplomatie die Blätter der beiden großen Partheien Frankreichs vor ihm auf die Knie fallen und ausrufen: L'entente cordiale! Ja noch gestern weigerte sich das englische Kabinet, in Gemeinschaft mit Frankreich wegen Krakau's zu protestiren, und heute sehnen sie sich nach einem freundlichen Blick aus John-Bulls legitimen Antlitz. Die Entente cordiale ist die unerhörte Sehnsucht nach Legitimität — eine unbegreifliche Schwäche!

Aber sie hat auch noch einen andern Sinn. Frankreich hat wirklich, dem östlichen Europa gegenüber, ähnliche Interessen, wie England, namentlich, seit es sich mit einer Art von Acharnement auf die Fabrikindustrie geworfen hat. Unter der Firma der zwei großen „konstitutionellen" Staaten bringt es daher immer seinen Namen mit England in Verbindung, und äfft sogar seine großen kommerziellen Reformen nach, die vor der Hand für Frankreich ebenso sinnlos, als unausführbar sind.*) Sie

*) Dieser Ausspruch unseres geehrten Korrespondenten scheint uns durchaus unrichtig, ja seinen eigenen Worten und Ausführungen zu widersprechen. Je mehr sich Frankreich, der illegitime junge Bourgeoisstaat, seinem älteren legitimen englischen Vorbilde nähert, je mehr es zu der Höhe des Industriestaates, welche England bereits erreicht hat, gelangt, desto mehr wird es auch gezwungen sein, die Schritte, welche England zu diesem Kulminationspunkte führten, zu wiederholen. Es wird, wie England, vom Prohibitivsystem zu den Schutz-

wissen, daß ich hier von der Handelsfreiheit rede, und von der Frei-Handelsgesellschaft, welche die Regierung unter den Auspizien des Herzogs von Harcourt antorisirt hat. Aber grade diese Aehnlichkeit der Interessen macht die Entente cordiale abermals zu einem frommen Wunsche — da von England nie zu erwarten ist, daß es aus freien Stücken und ohne dreifachen Vortheil den europäischen Markt mit Frankreich theilen wird. —

Bei diesem Allen setze ich natürlich die Fortdauer des allgemeinen Friedens voraus. Wo so viele Ursachen zum Kriege, wie heute, vorhanden sind, ist es wahrscheinlich, daß keine als genügend angesehen wird. Bei diesem Zustande hat sich Frankreich wegen der fortwährenden Isolirung nicht sehr zu ängstigen, — um so weniger, als neue soziale Elemente in Europa sich zu bilden beginnen, die als operirende Mächte gesetzt, Frankreich wegen einer Menge legitimer Antipathien trösten dürften! Aber isolirt steht Frankreich heute und namentlich ist die englisch-französische Allianz eine Komödie.

Korrespondenzen.

(Leipzig, im Dezember.) Unser handelsmächtiges Leipzig bietet denselben Anblick, wie alle andern Orte, wo der Austausch der Produkte das Element seiner Bewohner bildet. Hier dreht sich Alles um den Handel, und Nullen kämpfen in der langen Zahlenreihe den heißen Entscheidungskampf. In dieses Treiben wirken neue allgemeinere Interessen, die man nur mit Verachtung bisher behandelte, höchst störend ein. Nicht die politische Partei mit ihrer Ausschließlichkeit ladet dieses Verbrechen auf sich, die Politik geht Hand in Hand mit den kaufmännischen Interessen, und wenn die eine Staatsform ihren Aussichten nicht genügt, so liebäugeln sie mit der andern. Finden sie sich später in ihren hohen Erwartungen getäuscht, so geschieht es nicht selten, daß sie zur alten Fahne zurückkehren. Alle politischen Formen ruhen auf demselben Grunde. Das ist das Geheimniß des politischen Ueberläuferwesens und nichts weniger als ein Grund der Verwunderung. Für heute möchte ich auf einen neuen Sproß des politischen Strebens verweisen, ich meine den Redeübungsverein. Nachdem er auf mehr als 160 Mitglieder angewachsen, erhielt er kürzlich ungefordert vom Ministerium, das die Statuten eingefordert, seine Bestätigung. Die Konstitutionellen, R. Blum, Günther, Wuttke, Cramer ꝛc.

---

zöllen und von da zum freien Handel übergehen müssen, und deßhalb scheint mir die gegenwärtige Freihandels- und Schutzzollbewegung der natürliche Ausdruck dieser sehr realen Interessen zu sein. Der Korrespondent gibt ja auch gleich selbst zu, daß die „Aehnlichkeit der Interessen“ Englands und Frankreichs die entente cordiale zu einem frommen Wunsch machen. Die Red.

leiten das Ganze, auch W. Jordan, der mehr republikanisch gesinnte, hatte, so lange er noch Preßvergehen nicht abbüßte, seine Theilnahme dem Verein kräftigst zugewendet. Im Laufe der Verhandlungen und Debatten erfuhr indeß das konstitutionelle Prinzip mancherlei Anfechtung. Die unbeachteten sozialen Ideen, auf welche die Gegenwart mit Macht hindeutet, die sie sogar schon theilweis, wenn auch erst keimend, in ihren Schooß aufgenommen, fanden ihre Organe und forderten gebieterisch ihre Anerkennung. So viel auch die religiösen [Wislicenus aus Halle hat öfters Vorträge gehalten) und politischen Prinzipien das meiste Gewicht zeigten und ihre unumschränkte Herrschaft im Allgemeinen behaubteten, so mußten sie doch in ihrer Halbheit an ganz eigentlich gesellschaftlichen Fragen, wie Prostitution, Wucher und dgl., scheitern und keinen weitern Ausweg finden als in der Anrufung alter oder neuer Gesetze, äußerer Einflüsse, welche dem Uebel einigermaßen „abhelfen" könnten. Daß mit diesen das „Uebel" nicht entfernt werde, geben selbst eingefleischte Politiker zu, und die Gegenpartei auf dem politischen Kampfplatz berief sich auf das Recht der freien Konkurrenz und verwarf jede Einmischung von Seiten des Staats. Man berücksichtigte jedeßmal die vorhergehende Thatsache und beliebte zuweilen die eklatantesten Thatsachen zu ignoriren. Diese Heuchelei wurde unter Andern von Jäkel entlarvt, der als Redakteur der „Sonne" früher die beste Gelegenheit hatte von den schreiendsten Zerwürfnissen unserer heutigen Gesellschaft Kenntniß zu nehmen. Er gehört zu den bessern Sprechern, da R. Blum, der den gewandtesten Vortrag besitzt, seine ganze Stärke, was den Inhalt betrifft, einer endlosen Phrasendrechselei, der es auf einige Widersprüche mehr oder weniger (vergl. Die Augusttage von 1845) nicht ankommt, verdankt. Wuttke's wissenschaftlich-gediegene Haltung wird von seinem nationalen Gekeif sehr in Schatten gestellt. W. Jordan würde als Redner bei dauernder Uebung noch Tüchtiges leisten können, da es ihm werde an Kraft noch an tiefer Ueberzeugung gebricht. Bei der Jahresfeier des Vereins (11. Dezember), welche natürlich in einem Festessen ihren reinsten Ausdruck erhielt, fehlte es nicht an nationalen und liberalen Toasten. Es wurde gegen Dänemark gedonnert, und selbst Frankreich kam von Seiten eines alten Burschenschäftlers nicht ohne einige wüthende Seitenhiebe weg. Eine Verhöhnung der Deutschthümelei, in der Gestalt des neuen Michelliedes von Adolf Schults, wurde mit vielem Beifall aufgenommen, und es läßt sich kaum bezweifeln, daß die Mehrzahl Derer, welche den deutschen Charakter erst beklatschten, ihn hintendrein in dem ironisirenden Liede verhöhnten. Das ist politische Bildung. Ueberhaubt ist der Enthusiasmus im Sinken begriffen, die Ueberzeugung der Unzulänglichkeit nimmt immer mehr überhand. Vieles kommt auch auf den Charakter des betreffenden Volkes an; ist denn der Entwickelungsgang des einen Volkes der des andern, und hat darin je, wenn man der Weltgeschichte auf den Grund geht, eine Gleichförmigkeit stattgefunden?

Die Einsicht in die bestehenden Gegensätze, welche ihre Lösung nur in der Aufhebung finden, hat nicht jetzt begonnen. Schon die untergehende „Sonne" Jäkels, der mit Neujahr eine neue Zeitschrift „Morgenstern" übernimmt, flammte über dem sozialen Lebenskampfe; seit Kurzem

hat ein neues Blatt, die in Bautzen bei Schlüssel erscheinenden „Veilchen“ die sozialistische Richtung eingeschlagen und gewinnt bei dem Eifer der Redaktion immer mehr an Kraft und Entschiedenheit. Möchte es bald auch die Grenzen Sachsens überschreiten und in andern deutschen Ländern Verbreitung erfahren. Ich werde später auf dasselbe zurückkommen. Auch der „Leuchtthurm,“ der sich nach Bremen geretet, hat einen, wenn auch nur schwachen Anflug genommen, indem er erzählungsweise die gesellschaftlichen Zustände bespricht. Es muß aber mehr als Modesache sein, soll der Erfolg dem Zwecke entsprechen.

Was das gebietende Element, die Behörde, betrifft, so ist ihr Thätigkeit nicht abzusprechen. Verbote folgen auf Verbote, und an die Censoren ist der Befehl ergangen, die kommunistischen Lehren einer größeren Strenge zu unterwerfen. In der 20 Bogen-Literatur, die immer massenhafter auftritt, wird jedes kommunistische Werk konfiszirt, wie die „Publizistischen Stimmen uns Frankreich über politische, religiöse und soziale Zustände,“ und man durfte es nur dem pikanten, mit starker Arroganz untermischten Inhalt des Marr'schen Buchs „Das junge Deutschland in der Schweiz“ zuschreiben, wenn das Verbot desselben vor einigen Tagen von einer hohen Kreisdirektion wieder aufgehoben wurde. Der Vater der „radikalen“ Bewegung, der neulich die Religion zu „retten“ versuchte, Ruge, wird, wie es heißt, hier eine neue Buchhandlung etabliren. Da er jetzt bedeutend zahmer geworden, so wird es ihm bald nicht fehlen; die Furcht vor seinem Radikalismus hat sich so ziemlich gelegt.

Ein westphälischer Literat.

(Bonn, im Dezember.) Karl Grün sagt in der Vorrede zu seinen „Bausteinen:“ ein Schriftsteller müsse so zu seinem Volke stehen, daß es ihn nur mit heiliger Scheu zu nahen wage. Ich bin der Ansicht durchaus nicht. Allerdings wäre es wünschenswerth, wenn wir nur gediegene, charaktervolle Schriftsteller besäßen, die mit scharfer Macht in die Entwickelung unserer Verhältnisse eingriffen, die mit klugem Auge über das Wohl des Volkes wachten, deren Augenmerk mehr dahin gerichtet wäre, das wirkliche Volksinteresse zu wahren, als mit einfältiger Eitelkeit möglichst viel zu schreiben, um in den Geruch einiger Gelehrsamkeit zu kommen; wenn wir Schriftsteller besäßen, die nur solche Produkte der Oeffentlichkeit übergäben, welche einer tiefen Kenntniß der Verhältnisse ihren Ursprung verdankten. Solche Schriftsteller werden von selbst eine ehrenvolle Stellung zu ihrem Volke einnehmen. Gehaltlose Schwätzer aber, denen es nur um's Vielschreiben, um das Herausputzen ihrer geckenhaften Persönlichkeit zu thun ist, sollte man mit Sack und Pack aus dem literarischen Felde werfen und dieses um so mehr, als es jetzt ein vollständiges Heer literarischer Klopffechter gibt, die wohl geeignet sind, das gesunde Urtheil eines Volkes zu verwirren und das Schriftstellerthum zu entwürdigen. In Westphalen, das ohnehin arm genug in der Literatur vertreten ist, gibt es einen solchen Literaten und wir tragen durchaus kein Bedenken, in den nachfolgenden Zeiten ihn und seine ganze literarische Wirksamkeit zu portraitiren. Jener Literat ist Friedr. Steinmann in Münster. Stein-

mann macht es nicht wie der Kukuk, der seine Eier in fremde Nester legt, sondern Steinmann holt die Eier aus fremden Nestern und gibt sie, nachdem sie etwas anders gefärbt, für seine eigene aus. Selbstständige Produktion ist ihm eben so fremd, als eine gediegene, vernünftige und ruhige Kritik. Zu beiden fehlt ihm eine gründliche Bildung, denn die seinige ist nichts, wie Belesenheit und ein gutes Gedächtniß. Gutzkow hat ihn einen Kuriositätenjäger genannt, und wir gestehen, jener Ausdruck ist ganz bezeichnend für ihn. Mit der Spürnase eines Neufundländers stöbert er die ganze Literatur durch, liest oder überfliegt vielmehr Massen von Büchern, excerpirt sie, und hat man die Bücher beinahe vergessen, so stoppelt er alle möglichen Excerpte zusammen, flickt sie aneinander und kleistert sie auf ein Blatt Papier; mehre Blätter machen eine Brochure: St. hat wieder eine Brochure fertig. Ich habe einmal ein derartiges Manuskript von ihm gesehen, und wahrlich, ich bekam Respekt vor ihm. Es kann deßhalb auch gar kein Wunder nehmen, daß man so viel mit und ohne seinen Namen gedruckt findet, denn es gibt wohl kein Feld, auf das er sich nicht gewagt hätte. St. hat Verse gemacht, religiöse Brochuren geschrieben, juristische Gegenstände, Theaterwesen behandelt, den Mephistofeles herausgegeben, redigirt jetzt zu gleicher Zeit zwei Monatsschriften und maltraitirt neuerdings auch die soziale Frage — der Zeitungskorrespondenzen und sonstiger Artikel für belletristische Blätter nicht zu gedenken. Dabei nehmen ihm seine Berufsgeschäfte noch den ganzen Tag weg. Mit St. geht es wie mit dem alten Czerni, der zu gleicher Zeit in drei verschiedenen Notenheften schreibt, Klavierstunde gibt und während dem noch 4 alte Katzen füttert. Aber dabei besitzt St. eine Schriftstellerhoffart und Eitelkeit, wie sie wohl selten anzutreffen ist. Hat wohl schon Jemand von dem Dichter Steinmann gehört? Gewiß kein Mensch, und doch gab er vor mehren Wochen ein Album deutscher Dichter heraus, mit den Bildnissen von 4 Dichtern und unter diesen prangte sein eigenes Portrait, neben dem von Arndt! Reichliche Belege von dieser Aufgeblasenheit finden sich auch im Mephistofeles. So ist es auch nur begreiflich, wie er in seinem „Neuen deutschen Kochbuch," dem „Neuen Rhein. Merkur," dem alten Görres nachtreten zu können glaubt, dem Görres von 1816! So ist es auch nur begreiflich, wenn er in ihm von diesem hohen geschraubten Standpunkte herab die Schriftsteller zu Beiträgen einladet und die Aufgabe eines Schriftstellers in folgenden Worten zusammengefaßt: Er züchtige die Schwabenstreiche der Kritik und den Windmühlenflügelkampf des Journalistenthums, die Philisterei und Scheinheiligkeit, das Zelotenthum und die Pietisterei; er zerzause die welken Poetenlorbeern und die afterkritischen Perücken — was ist das?? — zeige den Wirrwar der Censur und die Mängel der Polizei, ebenso Gelehrtenwahn und Künstlerhoffart, Bibliopolenarroganz und literarischen Unfug, den Skandal der Bühnen- und die Lappalien der Kunstwelt?" Aus diesem Mischmasch und Durcheinander sehen Sie schon seine vollständige Prinziplosigkeit, die schlagen und vernichten will, und in diesem Paroxismus selbst ihre Freunde nicht mehr kennt. Die Zusammenstoppelei von Exzerpten, die Impotenz eigene Ideen zu produziren, und das arrogante Urtheil in Sachen, von denen er nichts versteht, hat wohl ihren Gipfelpunkt in der Brochüre „Pauperismus und Kommunismus, ihre Ur-

sachen und die Mittel zur Abhülfe. Historisch, staatswirthschaftlich, sozial von Fr. Steinmann" erreicht. Ich will nicht sagen, daß ich erschrak, als ich diesem „Vielgewanderten" auch auf diesem Felde begegnete, aber komisch kam es mir doch vor, namentlich als ich gelesen, daß die Brochüre historisch-staatswirthschaftlich-sozial sein sollte. Ich kann es nicht leugnen, daß ich mit einem antizipirten Vorurtheile an die Piece ging, ich dachte gleich, daß Herr St. wieder dumme Dinge gemacht habe und ich überzeugte mich dann auch ex post, daß meine Muthmaßung nur zu wahr, daß die Note: „historisch-staatswirthschaftlich-sozial" nur eine buchhändlerische Spekulation war. Auf den ersten 20 Seiten singt er, „das alte Lied, das alte Lied," daß es Elend in der Welt gibt, und zum Beweise druckt er einige Zeitungskorrespondenzen, einige Citate aus Leon Faucher, ab, und läßt dann ein kleines Exzerptchen aus W. Schulz: die Bewegung der Produktion, folgen. Nachdem er sodann aus dem oberflächlichen Werke von Theodor Mundt: Der dritte Stand und das Proletariat (siehe die treffliche Kritik desselben in dem Sprecher von Karl Grün) so viel genommen, daß er einige Blätter damit füllen konnte, reißt er noch zuletzt dem bekannten Stein, der schon so oft hat herhalten müssen, einige halbe Sätze aus. Ich sage halbe Sätze und führe zum Beweise das an, was St. von St. Simon — und von Fourrier sagt: „St. Simon stiftete eine Lehre und Schule, deren Prinzip das der Einheit, der Assoziation und der Vertheilung des Reichthums und Einkommens nach den Fähigkeiten war." Nein, so dumm ist St. Simon nicht gewesen; St. Simon wollte nicht das Einkommen nach den Fähigkeiten regulirt wissen, denn dann hätte er nur die talentvolle Faulheit belohnt, dann hätte er dem Müßiggang keine bessere Versorgungsanstalt gründen können, als durch die Realisirung seiner Prinzipien; Simon sagt: Jeder nach seinen Fähigkeiten, jeder Fähigkeit, nach dem, was sie leistet; chacun selon ses facultés, les facultés selon ses oeuvres. Von den oeuvres, von den wirklichen Leistungen, welche Simon fordert, bevor eine Belohnung eintreten sollte, weiß Steinmann eben so wenig, als vom Fourierismus, dem er die korruptesten Phrasen unterschiebt. Er faßt nemlich den Kern desselben in folgenden Worten zusammen: Gesellschaftliche Reform ohne Revolution, Verwirklichung der Ordnung, der Gerechtigkeit, der Freiheit, Organisation der industriellen Gesellschaften, des Kapitals, Assoziation der **Arbeit und des Talents**. Dieser sog. Fourierismus ist in Ausführung seiner Idee ziemlich einseitig und schwankend." Das ist Alles, was er von F. sagt. Ich glaube selbst, daß dieser sogenannte Fourierismus in Ausführung seiner Ideen ziemlich einseitig und schwankend ist, allein es ist auch zwischen dem eigentlichen und dem sogenannten Fourierismus ein großer Unterschied, indem der erstere nicht eine „Organisation der industriellen Gesellschaften, des Kapitals, und eine Assoziation der Arbeit und des Talents," sondern die Organisation der ganzen Gesellschaft in der Assoziation der Arbeit, des Talents und des Kapitals will. Ich habe wahrhaftig keine Lust, alle die Absurditäten zu widerlegen, mit denen er den historischen Theil seiner Brochüre reichlich versehen, denn ich halte dieses in eine Zeitschrift für überflüssig, die die soziale Frage gründ-

lich erörtert hat; es wird genügen, wenn ich noch mit wenigen Worten die nackte, historische Unwissenheit dieses Plagiarius an einigen Punkten zeige. Nach ihm*) ist der Kommunismus eine deutsche Erscheinung, die zuerst im Mittalter auftauchte und sich konsequent und klar in den Lehren und Leben der — münsterschen Wiedertäufer abspiegelt, dann in Frankreich durch Baboeuf wieder auf's Tapet gebracht und von dort wieder nach Deutschland zurückkehrte. Die französischen Kommunisten theilt er — wieder nach Stein — in Travailleurs egalitaires, Reformistes und Communistes im engern Sinne ein, schweigt aber — ebenfalls wie Stein, von der ganzen materiellen sozialen Entwickelung Frankreichs, aus dem alle diese Lehren hervorgingen, er schweigt von Helvetius und Holbach, kennt nicht Campanella, Louis Blanc, Proudhon und konfundirt selbst die einfachsten Ansichten von Cabet. Da er unsern heutigen Sozialismus nicht von dem der münsterschen Wiedertäufer zu unterscheiden vermag, so ist er natürlich auch nicht im Stande, den Zusammenhang und die Konsequenz desselben mit und aus der Entwickelung der deutschen Philosophie, insbesondere des Feuerbach'schen Humanismus einzusehen. Die Folge davon ist, daß er über dieses Kapitel schweigt, während er über die Wiedertäufer und mittelalterlichen Bauernaufstände den Mund recht voll nimmt, weil er da wieder aus tausend Kompendien abschreiben konnte. St. ist nur da zu Hause, wo er mit leichter Mühe kopiren und rasaunen kann, überall aber da, wo er auf eine streng wissenschaftliche Erörterung, auf eigenes kritisches Denken ankommt, ist er nicht zu finden und verschwindet, wie der Walzer in Webers Freischütz; er läuft einem unter den Fingern weg. Das ist nicht allein in dieser schlechten Brochüre der Fall, sondern in Allem, was er schreibt, ist er seicht; er verbindet aber auch zugleich damit die Klugheit, historische Themas zu behandeln und zwar solche, an welche kein Mensch denkt, und die er ohne Furcht, eines Bessern belehrt zu werden, drucken lassen kann. Wer will z. B. die alten Scharteken und Schmöker ansehen, aus denen man ein Bruchstück aus der Geschichte des münsterschen Theaters zusammenschmieden kann? Er versucht zwar einzelne Sätze aus alten Chroniken, wo dieses nur immer angeht, einzuflicken, um hierdurch die Leser zu dupiren, allein mit diesem literarischen Kunstgriff kann er Gottlob nur bei einem höchst kleinen Theile seiner Leser reussiren und ihnen aufbinden, daß in ihm ein tiefer historischer Quellenforscher stecke. Man lacht darüber und nichts ist für einen Schriftsteller fataler, als wenn ihn das Publikum auslacht. Herr St. merke sich das daher. — In der erwähnten Brochüre denkt St nicht daran, den Pauperismus auf seine Ursachen zurückzuführen, ein Prinzip aufzustellen, dessen Ausführung nothwendiger Weise den Pauperismus zur Folge haben mußte. Deßhalb sind auch seine Vorschläge, um den Pauperismus zu entfernen, prinziplos; es sind bloße Hausmittelchen, die er der Reihe nach: 1, 2, 3, 4, 2c. aufzählt. Wie seine Hausmittelchen angewandt werden sollen, darüber schweigt er vernünftiger Weise, er begnügt sich, dem Publikum zu sagen, daß das und das gut ist, und dann mag es zusehen, wie es mit den Steinmann'schen

*) Anmerk. Oder vielmehr nicht nach ihm, denn er tritt es Andern nur nach.

Rezepten fertig wird. So versichert er uns, die Arbeit müsse „organisirt" werden. Wir wissen, daß der Kommunismus eine Organisation der Arbeit verlangt, wir wissen auch, was der Kommunismus unter „Organisation der Arbeit" versteht und deßhalb muß man gespannt werden, wenn ein Politiker, dem die Haare bei dem Worte Kommunismus sich vor Entsetzen in die Richtung stellen, welche einem präsentirenden Soldaten so gut ansteht, von Organisation redet. St. nennt die „Art der Arbeit eine organisirte, an der Jeder Theil nehmen kann," und setzt naiver Weise hinzu, wie schwer die „Organisation einer organisirten Arbeit" — das Aufdrehen einer aufgedrehten Uhr — sei, verstände sich von selbst. Sollte der Leser noch mehr über diesen Punkt erwarten, sollte er von St. auch nur Andeutungen erwarten, welche Physiognomie so eine „Organisation der organisirten Arbeit" haben werde, wie sie sich herbeiführen lasse, so ist er in den April geschickt. St. ist so bescheiden, über diese Punkte nichts mehr mitzutheilen; wozu auch? Das Publikum weiß ja, daß es schwer ist, und dann kann es folgeweise von ihm nichts verlangen. —

In seinem Rheinischen Merkur ist diese Seichtigkeit noch schlimmer; es scheint, als wenn sein Bestreben nur einzig und allein darauf hinauslaufe, möglichst pikante Ueberschriften zu erfinden, die das Publikum verleiten, einen ebenso pikanten Inhalt zu hoffen. Diese Ueberschriften thun das, wofür auf Jahrmärkten bei Jongleur-Buden die Spaßmacher bestimmt sind. Kurz vor der Vorstellung springen sie auf ein Gerüst, machen den erstaunten Bauern einige „Männekens" vor und diese, in der festen Ueberzeugung, in der Bude noch weit mehr zu finden, als außerhalb derselben, sind dumm genug, hineinzugehen — um sich mit einer langen Nase wieder herausschicken zu lassen.

Steinmann kann aber das Schreiben nicht lassen; es ist eine wahre Passion von ihm, und befriedigte er sie nicht, so würde er wahrscheinlich sehr krank werden. Es ist bei ihm einmal zur fixen Idee geworden, daß er schriftstellern müßte und deßhalb auch wenig Hoffnung vorhanden, daß er es aufgibt, sich durch alle Fugen und Löcher in den journalistischen Kreis einzuschieben, welcher noch offen stehe. Kömmt er hier nicht durch, so versucht er es auf einer anderen Ecke. — Ich schließe dieses Signalement St's und bin fest überzeugt, es so treu aufgenommen zu haben, daß jeder Leser ihn leicht erkennen wird, mag er sich ihm anonym oder unter falschen Namen zeigen.

(Aus dem Lippischen, im Dec.) „Es giebt ja nichts Schöneres als — die Gemüthlichkeit". — Die „Gemüthlichkeit" ist eine Nationaltugend und die demagogischen Deutschthümler werden dereinst, wenn sie Rechenschaft ablegen sollen vor dem Richterstuhle des „Allerhöchsten," es nimmermehr verantworten können, daß sie den deutschen Cardinaltugenden, welche sie eigens erfunden haben, um damit dem deutschen Volke das Maul zu schmieren: der „deutschen Treue," der „deutschen Frömmigkeit," der „deutschen Biederkeit," Ehrbarkeit und Sittlichkeit u. s. w., — die Tugend der „Gemüthlichkeit" nicht beigesellt haben. Die „Gemüthlichkeit" der Deutschen for ever! Sie kommen zusammen, vereinigen sich zu „geschlossenen

Gesellschaften," wo nach Börne die Langeweile präsidirt und wo häufig das kritische Element ausballotirt wird, wie zu Detmold, der Haupt- und Residenzstadt des F. z. L., geschah im 1844ten J. der chr. Zeitrechnung — und ziehen sich hierauf in ihre Familienseligkeit hinter den Ofen zurück, zufrieden mit dem ihnen von der „göttlichen" Vorsehung zugemessenen Glücke und unbekümmert um den draussen entstandenen Lärm, der eine neue Aera ankündigte. Obgleich sie es zwar gern lesen, „wenn weit hinten in der Türkei die Feinde auf einander treffen," so bitten sie den lieben Gott doch hier um ein friedliches und geruhiges Leben und Sterben. Wenn indeß nicht alle Zeichen trügen, so ist es bald um diese Privatseligkeit und Gemüthlichkeit geschehen — für den Augenblick freilich kann dieselbe noch bestens conservirt werden. —

Je kleiner aber die staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse sind, desto umfassender ist die Gemüthlichkeit, desto tiefer ist dieses Substrat des Philisterthums eingewurzelt. Darum finden wir denn auch in den kleinen Landstrichen, in die das weiland röm. Reich deutscher Nation zerbröckelt ist, diese Pflanze in ihrer größten Pracht und Herrlichkeit — ein Wunder zu schauen! — Der Philister d. h. der gemüthliche Mensch, dessen Hauptgrundsatz es ist: „Leben und sich fortpflanzen" ist stationär, beschränkt seine Bildung auf den engen Kreis jener nicht verdauten Ansichten, die ihm Kirche und Schule beigebracht haben — und ohne daß ihm der Gedanke an eine Fortentwickelung kommt, ist er schon überglücklich, nicht denken zu brauchen, weil ihn der Staat und die Kirche des Denkens überhoben haben. Uebrigens glaube man nur nicht, dieses gemüthliche Philisterthum allein unter den Männern der Arbeit anzutreffen — gar Viele sind im Gegentheil rührige Denker — ach nein, unter den Herren in weißen Glacéehandschuhen und Hut und Rock à la mode findet sich dasselbe außerordentlich gut conservirt. Aber bei diesen muß jene Erscheinung einen wahren Ekel verursachen, da sie, auf einer höhern Stufe der Bildung und Cultur, wissen müssen, daß es eine Schmach ist, so ohne ein entschiedenes Wollen und ohne Theil zu nehmen an den Kämpfen der Menschheit hinzusimpeln und ein sog. angenehmes Leben führen zu wollen. Daß bei einer solchen Spießbürgerlichkeit von politischer Bildung, von politischen Interessen nicht die Rede sein kann, braucht wohl nicht erwähnt zu werden: nur dann und wann, wenn einmal ein „Ereigniß" eintritt, zeigt sich, wenigstens scheinbar, ein Interesse, das aber immer noch den spießbürgerlichen Charakter an sich trägt und weit davon entfernt ist, ein wahres zu sein. Einen Beweis von Michelei und Spießbürgerlichkeit, gab man hier in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit, einen so eclatanten, daß man sich veranlaßt sieht, hierüber Buch zu führen.

Im Jahr der Gnade 1846 fiel es Sr. Majestät, dem Könige von Dänemark, der auch Schleswig-Holstein-Lauenburg mit Mann und Maus erb- und eigenthümlich besitzt, ein, diese Länder mit sammt den drinwohnenden Menschen als für ewige Zeiten mit seiner Monarchie, Dänemark, verbunden zu erklären, trotz des Gemurmels der Schleswig-Holsteiner. Auf diesen Gewaltschritt hin erhub sich im „einigen Deutschland — fest und stark, wie seine Berge" die öffentliche Meinung und erklärte den Schritt des Königs für eine Rechtsverletzung. In zahllosen Adressen „an die

Schleswig-Holsteiner" machte sich diese Stimmung Luft. Und was wir nie gedacht hätten, auch die — Lipper rüsteten sich, zogen geschaart zum — Falkenkruge und hielten hier, wie die Weserzeitung in ihrer Einfalt berichtete, eine Volksversammlung ab, deren Zweck die Beadressung Schleswig-Holsteins war. O, Weserzeitung — das eine Volksversammlung? Eine Versammlung von Elegants, darunter Geheime-Räthe und solche, die es noch werden wollen, — eine Volksversammlung zu nennen, — dazu gehört viel Phantasie, viel — es war vielmehr eine Versammlung der Notablen und Honoratioren; diese wollen aber bekanntlich mit dem Volke nichts zu schaffen haben, was auch schon daraus hervorgeht, daß die Adresse späterhin gar nicht unter dem „Volke" behufs der Unterschreibung circulirt hat. Und doch soll sie, wie die Weser-Ztg. meint, aus einer „Volksversammlung" hervorgegangen sein! Die Weserzeitung möge sich aber versichert halten, daß wenn das Volk einmal zusammentritt, das Volk in Kitteln und Jacken — es ein anderes Schleswig-Holstein gilt! — Also wie gesagt, lippische Beamte und sonstige Honoratioren hielten auf dem Falkenkruge eine „Volksversammlung" ab, und beschlossen einmüthiglich, der Mode folgend, eine Adresse an die Schleswig-Holsteiner abzusenden. Sie entwarfen dieselbe und schickten sie per Unterdiener im Lande zum Behuf der Unterschreibung umher und sandten dieselbe mit mehren Hundert Unterschriften versehen ab, in dem frohen Bewußtsein, auch einmal an einer politischen Demonstration Theil genommen zu haben und zwar ohne irgend einen Nachtheil fürchten zu brauchen.

Der Inhalt derselben charakterisirt grade die „politische Bildung" unter den höheren Klassen der Gesellschaft im hiesigen Lande gar trefflich. Wenn es der Raum erlaubte, würden wir sie wörtlich folgen lassen. Die Leser kennen sie ja hinlänglich, die an die „deutschen Brüder in Schleswig-Holstein" adressirten Jeremiaden des deutschen Michels um das verletzte Staatsrecht, um die alterirte rechtmäßige Erbfolge. Ein weiteres Interesse nimmt Michel an der Sache nicht und er würde auch nicht viel thun, wenn die „300 jährige Schmach Deutschlands," über die er so entrüstet thut, noch mal aufgeführt würde. Daß in dieser lippischen Adresse der Teutoburger Wald und dergl. nicht fehlen darf, versteht sich von selbst.

✂.

(Lemgo, im Dezember.)

— „Ich bin ein rechtes Rabenaas
Ein wahrer Sündenknüppel,
Der seinen Kummer in sich fraß
Als wie der Rost die Zwibbel. —

— Ach! Herr, nimm mich Hund bei'm Ohr
Schmeiß mir die Gnadenknochen vor
Und wirf' mich Sündenlümmel
In deinen Gnadenhimmel." —

Ich halte diesen Spruch für das passendste Motto, wenn man des finstern und heimlichen Treibens des Pietismus gedenken will, weil in dem-

selben die Quintessenz der pietistischen Sünder-Quälerei enthalten ist. — Daß bei uns der Pietismus stark wirthschaftet, ist bekannt. In Lemgo, wo ehemals die Hexen hauptsächlich ihr Wesen getrieben haben, hat in der Gegenwart der Pietismus sein Hauptquartier aufgeschlagen und von dort ziehen die confiszirten Sündengesichter aus und machen Propaganda. Nicht zu leugnen ist, daß sie ihr Geschäft mit Energie verfolgen und mit Glück gekrönt sehen. Ihre Partei spart auch keine Kosten, wenn es gilt zur „Ehre Gottes" für die Vereinszwecke thätig zu sein. So hat dieselbe unter anderem dem Pastor Clemen in Lemgo, der einen gewaltigen Zuspruch — trotz der elenden Predigten — hat, einen Betsaal bauen lassen, wo derselbe nun die Betstunden abhalten kann und will. Auch hat derselbe, der übrigens kein Heuchler, sondern ein ehrlicher Gläubiger ist — bemerkt wird das hier, weil unter den Pietisten sich eine gar große Menge dieser Schlauen und Listigen befindet, namentlich unter den sog. höher Gebildeten und Gelehrten — vor Kurzem einen Jünglingsverein gestiftet, dessen Tendenz es natürlich ist, die heranwachsende Jugend für die Zwecke des Pietismus zu gewinnen, obgleich man diesen Zweck dadurch vertuschen will, daß man sagt: Nicht allein Unterricht in der Religion, sondern auch im Rechnen und Schreiben werde ertheilt und Letzteres sei der Hauptzweck — aber „Spiegelberg ich kenne dir!" Der Hauptzweck ist, die Verbreitung des Pietismus, des Sünden-Bewußtseins — Nebenzweck und der Köder — ist das Rechnen und Schreiben. — Schon länger besteht eine Kleinkinderbewahr-Anstalt — ein übrigens nützliches Institut — nur Schade, daß es allein im Interesse des Pietismus eingerichtet ist. Auch geschieht etwas von Seiten der Pietisten für die Armen: — eine Verlosung wird stattfinden. Aber nur die „gläubigen" Armen werden nach dem Bibelspruche: „Thut wohl Allen, vorzüglich aber den Glaubensgenossen" bedacht werden. — Daß sich der Chef des lemgoischen Magistrats, der Bürgermeister Petri, dieser verdummenden Richtung hold erzeigt, ist dem Pietismus von großem Vortheil, da er durch allerlei Mittel, die ihm in hinreichender Anzahl zu Gebote stehen, z. B. durch Anstellungen den Zwecken desselben förderlich sein kann und auch ist. — Die Nationalisten mögen sich aber das hier Gesagte zu Herzen nehmen und vorbauen, daß ihr System nicht über den Haufen geworfen wird: — denn der Pietismus wächs't unter den niedern Klassen. —

Ich schließe hier. So Gott mir indeß das Leben läßt, will ich diese Korrespondenz im Neuen Jahre fortsetzen. — Prosit Neujahr derweile!

(⋊)

Die „**Zeitung für Preußen**" erzählt ein schaudererregendes Beispiel von der Hartherzigkeit und Geldgier eines Berliner Hausbesitzers. In den Räumlichkeiten von vier Grundstücken, welche in allem 38 Stuben, 22 Böden (Speicher), 21 Ställe zählten, fand man 818 Köpfe wohnend; Männer, Weiber, Jünglinge, Gesunde und Kranke lagen ohne Unterschied neben einander auf halb verfaultem Stroh, kaum halb bekleidet oder in Lumpen gehüllt, ohne Raum zur Befriedigung ihrer nothwendigsten Bedürfnisse. Alles war zu Wohnungen benutzt, sogar ein Ver-

schlag über dem Abtritte. Jeden Sonntag kam der reiche Miethherr und forderte mit unbarmherziger Strenge die Wochenmiethe ein. Eine Stube galt wöchentlich 1 1/3 Thaler, d. i. 66 Thlr. 20 Sgr. jährlich, so daß die 38 Stuben jährlich 2500 Thaler einbrachten, während die Ställe und Böden auch noch 1/3 bis 1/2 Thaler wöchentlich rentirten. Die Schandthat wurde entdeckt, weil der Eigenthümer mehrere von Seite der Behörden verlangte Reparaturen unterlassen hatte. Er ist jetzt von der Polizei angehalten, diese Reparaturen schleunigst vornehmen zu lassen und nicht mehr Miether aufzunehmen, als ohne Gefährdung der Gesundheit bequem Platz finden können. Ein großer Theil der unglücklichen Miether, welche bis zum 1. Dezember kein Unterkommen gefunden haben, wird durch die Sorge des Magistrats ein solches im Arbeitshause erhalten.

(Aus Westphalen im Dezember.**)** Noch immer sind die Spalten der Zeitungen mit Raisonnements über die cause celèbre, über den Prozeß gegen den Assessor Oppenheim wegen des Diebstahls der Kassette der Baronin von Meyendorf angefüllt und ebenso oft hört man denselben in öffentlichen und privaten Gesellschaften verhandeln. Ich will hier nicht hervorheben, welche skandalöse Vorfälle den Depositionen der Frau Gräfin und des Herrn Grafen von Hatzfeld zufolge heutiges Tages in der Ehe, dem Horte der Sittlichkeit, im Schooße der vornehmsten Gesellschaft passiren. Ich will nicht untersuchen, wer am wenigsten auf den Namen eines Sitten- und Tugendspiegels Anspruch hat, ob die Frau Gräfin oder der Herr Graf; ich will nicht darnach fragen, ob der Assessor Oppenheim wirklich nur aus reiner Begeisterung für die „Mutterliebe" der Frau Gräfin seine immer sehr prekäre und riskante That verübt hat; ich will mich nicht darum kümmern, ob die eben jetzt in der „Gazette des Tribuneaux" veröffentlichste Erklärung der Baronin Meyendorf, ihr Vertrag mit dem Grafen sei nicht simulirt, sie habe ihm für die Leibrente 250,000 Frs., die sie eben von ihrer Mutter ererbt, — ausgezahlt und den Kontrakt in Aachen wieder aufgelös't, weil ihr nach dem Interdiktions-Prozeß der Gräfin gegen den Grafen die Hypothek nicht mehr sicher genug gewesen sei, wahr oder unwahr sei. Ich will nur einige Betrachtungen an den Urtheilsspruch der Geschworenen knüpfen.

Die Meinungen über denselben sind natürlich sehr getheilt; unter den Geschworenen selbst standen die Stimmen sechs gegen sechs. Für die Freisprechung führt man an, ein Diebstahl wäre deßhalb nicht vorhanden, weil der Gegenstand, den man habe entwenden oder widerrechtlich benutzen wollen, (die auf den Leibrenten-Vertrag bezüglichen Dokumente, durch welche man denselben als einen simulirten nachweisen zu können hoffte), nicht entwendet worden sei; zudem habe ihn der Assessor Oppenheim nicht zu seinem Vortheile entwenden wollen. Auf den wirklich entwendeten Gegenstand (die Kassette mit Geld, Kleinodien und Briefen) sei es aber gar nicht abgesehen gewesen und derselbe würde sicher zurückgegeben sein, sobald man des Irrthums inne wurde, weil nicht anzunehmen sei, daß ein in so glänzenden Vermögensumständen lebender Mann, wie der Assessor Oppenheim, diese Dinge

ihres Werthes wegen habe stehlen wollen. Bei dieser Ansicht tritt uns sofort der große Einfluß entgegen, welchen die ungleichen Besitz- und Bildungsverhältnisse der gegenwärtigen Gesellschaft auf das Urtheil der besitzenden Klassen in Bezug auf die Gleichheit vor dem Gesetze hat. Hätte ein Armer, ein Ungebildeter die That begangen, man würde sie einen Diebstahl genannt haben, obgleich er doch auch Recht und Unrecht unterscheiden und für das Recht einer Unterdrückten begeistert sein kann. Bei dem Assessor Oppenheim, der reich und gebildet ist, fühlt man sich sogleich geneigt, eine edle That zum Schutz des unterdrückten Rechts anzunehmen und den Verdacht eines Diebstahls weit von sich abzuweisen. Daraus folgt, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen des Besitzes und der Bildung die Gleichheit vor dem Gesetz immer eine Illusion ist. Gegen die Freisprechung sagt man, es sei allerdings nur auf die Dokumente abgesehen gewesen, aber die Mitnahme einer fremden Kassette sei immer ein Diebstahl und es liege keinen Falls in dem Willen des Gesetzgebers, daß ein solcher Eingriff in fremdes Eigenthum straflos bleiben solle. Der Spruch der Jury lasse sich nur dadurch erklären, daß die harte Strafe, welche das franz. Gesetzgebuch auf den Diebstahl setze, bei einem solchen Eingriff in das Eigenthum, wie er hier vorliege, unverkennbar außer Verhältniß mit der Schuld des Angeklagten stehe.

Ich glaube, daß dieser letzte Grund haubtsächlich die Geschworenen geleitet hat; derartige Aussprüche sind nicht selten in den Annalen der Jury, wenn sie auch dem strengen Rechtssinne des Juristen, der die Anschauung und die Logik des Kriminalkodex mit sich identifizirt hat, widerstreben. Die Jury soll den starren Buchstaben des Gesetzes in Flüssigkeit erhalten, ihn fort und fort mit dem Leben vermitteln. Sie hat bei ihrem Spruche nicht bloß zu prüfen, ob die That wirklich begangen sei, sondern auch, welche Schuld der Thäter durch die That unter Erwägung aller Umstände auf sich geladen habe. Findet sie, daß die angeklagte That, weil sie sich nicht anders rubriziren ließ, als ein Vergehen oder Verbrechen verfolgt wird, welches das Gesetz mit härterer Strafe bedroht, als die That ihrer Ansicht nach verdient, so spricht sie den Angeklagten lieber frei, als daß sie ihn dieser Strafe preisgiebt. Verletzt sie dadurch den starren Buchstaben des Gesetzes, das starre geschriebene Recht, so würde sie durch ihr Schuldig ihr Gewissen verletzen, weil der Angeklagte nach ihrer Ansicht nicht die harte Strafe verdient hat, welche das Gesetz gegen das Verbrechen festsetzt, dessen er beschuldigt ist. Unserer Ansicht nach ist dieß ein Vorzug, weil nur so die ewig sich fortbildende Anschauung der Gesellschaft mit der bleibenden des Kriminalkodex einigermaßen vermittelt werden kann. Ob aber die Geschworenen durch ihr Verdikt haben „gegen das Strafrecht protestiren wollen, welches annimmt, daß seine Grundsätze auch die des gesellschaftlichen Lebens seien, daß die Verletzungen seiner Grundsätze nicht den Einflüssen der wirklich bestehenden Ordnung, sondern lediglich den Einzelnen anzurechnen sei, ob sie den Angeklagten von der Schuld frei gesprochen haben, weil sie die Handlung aus der Einwirkung unserer gesellschaftlichen Verhälnisse herleiten," — das möchte ich nicht mit der „Trierschen Ztg." behaubten. Solche Konsequenzen haben sie schwerlich gezogen, obgleich sie vielleicht Jemanden, der

notorisch aus Hunger ein Brod stiehlt, freisprechen würden, wie in Trier. Er war zweifelhaft, ob der Begriff des Diebstahls auf die That anzuwenden sei, eine andere Rubrik existirte nicht, die Strafe des Diebstahls schien jedenfalls zu hart; — deßhalb sprachen sie: Nicht schuldig! —

(Aus Westphalen, im Dezember.) Die Emanzipation des Weibes, die vor einigen Jahren vielfach in öffentlichen Blättern hin und her besprochen wurde, hat aufgehört, ein Gegenstand journalistischer Debatten zu sein; sie bietet keine Veranlassung mehr, weder im Ernste auf die so lange unberücksichtigt gebliebene Bestimmung des Weibes hinzuweisen, noch schlechte Witze zu reißen, wie das bei einem großen Haufen der täglichen Schreier nur zu gewöhnlich ist, wenn vom Weibe und seiner Bestimmung die Rede ist. Der allgemeine Zug der Zeit, welche nach freieren Lebensformen rief, lenkte die Aufmerksamkeit zuerst wieder auf das so lange vernachlässigte Geschlecht; auf's Neue fühlt man lebendig, daß ohne Betheiligung der Frauen an den bewegenden Fragen der Zeit, daß ohne durchgebildete Frauen die Sache der Freiheit wiederum den Charakter der Ausschießlichkeit und des Vorrechtes gewinnen müßte. Die Freiheit duldet keine Ausschließung und wenn die Bewegung der Zeit dahin arbeitet, eine Gesellschaft zu schaffen, in welcher Jeder zu einer freien Persönlichkeit sich zu entwickeln im Stande, so ist damit auch ausgesprochen, daß das Weib aus der Sklaverei zu erheben sei, in welcher es die Gesellschaft erhält. Dieser Zug der Zeit, die Emanzipation des Weibes, nicht von der Emanzipation der Gesellschaft zu trennen, wie sie von der George Sand schon prophetisch verkündet, wie sie von den Edelsten des weiblichen Geschlechts als eine Nothwendigkeit empfunden wird, um endlich den Gegensatz zwischen Liebe und Ehe, Neigung und Pflicht, Herz und Gewissen zu überwinden, dieser Zug bewies, daß man die Sache der Freiheit nicht allein als die der einen und stärkeren Hälfte auffaßte. Wenn dieser Drang jetzt weniger hervortritt, so beweiset das nur, daß die theoretischen Begriffsbestimmungen als solche lange erledigt sind und daß die wirkliche Bestimmung des Weibes erst in einer freieren Gesellschaft eine Wahrheit wird. Was unter dieser Freiheit zu verstehen ist, weiß Jeder, der sich nur einige Mühe gegeben hat, darüber nachzudenken; daß sie zunächst, so lange sie nicht auch eine äußerliche ist, vorzugsweise in der Reform des Bewußtseins, in der inneren Durchbildung bestehen kann, ist eine natürliche Folge der bestehenden Verhältnisse. Wenn das Weib aber anfängt, sich über die Vorurtheile ihrer Umgebung zu erheben, so ist es leicht der Anfeindung ausgesetzt und die allezeit fertige journalistische Klatschsucht ist schamlos genug, daß schutzlose Weib mit Hohn und Spott zu bedecken; es wird der „Unsittlichkeit" beschuldigt, wenn es wagt, allein der Tyrannei der gesellschaftlichen Formen sich entgegenzusetzen. Nicht in Aeußerlichkeiten, in äußeren Formen und Gewöhnungen, besteht das Wesen der Freiheit und Niemand wird mehr ein Weib für frei halten, deßhalb allein, weil es Cigarren raucht oder Bier trinkt oder mit männlichen Manieren renommirt; die Zeit ist dahin, wo man bei „emanzipirten Frauen" an solche Schnurren dachte und sie auf der Bühne dem Gelächter Preis geben konnte. Oft

sind es bittere Erfahrungen, herbe Schicksale, aus denen das Weib seine Bildung erhält, und eine freie Lebensanschauung ist erst das Resultat sozialer Kämpfe, welche die poetische Idylle von Glück und Zufriedenheit zerstört haben, das Resultat von Schicksalen und Studien. Achtung dem Weibe, das Muth genug und Kraft besitzt, beim Zusammenbrechen seiner schönsten Träume von Liebe und Glück nicht zu unterliegen, das wenigstens aus dem Schiffbruch seiner Hoffnungen das Beste rettet, das Vertrauen auf sich selbst. Muth und Bildung zieren das Weib wie den Mann.

Schon früher wurde in Ihrer Ztg. über die Ausweisung der Dichterin Aston aus Berlin berichtet, besonders aber wie man sich das Glaubensbekenntniß derselben zu verschaffen gewußt hat. Es wurde ihr zur Last gelegt, daß sie „Ideen hege und in's Leben rufen wolle, welche für die bürgerliche Ordnung und Ruhe gefährlich seien" und „daß sie an einen kleinern Ort verwiesen werden müsse, wo sie der Verführung nicht so ausgesetzt sei, um wahrhaft für ihr Seelenheil zu sorgen." Obgleich es nicht thatsächlich erwiesen ist, daß sie diese „gefährlichen Ideen" auch habe in's Leben rufen wollen, so sind ihre geäußerten Ideen doch der Grund, weshalb sie der Verführung entrissen werden soll. Schulknaben werden für ihren Leichtsinn bestraft und für das Seelenheil soll eigentlich die Kirche sorgen — aber hier ist es ein durch harte Schicksale gereiftes Weib, dem man aus „Ideen" ein polizeiliches Verbrechen macht und für dessen Seelenheil und Besserung gesorgt werden soll. Das Recht der freien Persönlichkeit, zu deren Schutze das Gesetz besteht, wird aber immer verletzt, wenn der polizeilichen Gewalt eine solche Ausdehnung gegeben wird, daß sie bis an die Gewissen der Menschen reicht. Die Ueberzeugung des Menschen ist sein unantastbares Eigenthum, worüber der Staat eine gewaltsame Kontrolle zu führen nicht berechtigt ist, wenn nicht die Willkühr statt des Gesetzes regieren soll. Gesinnungen sind wenigstens so lange nicht strafbar, als sie im Innern des Menschen bleiben und die gesetzliche Strafbarkeit tritt erst dann ein, wenn derjenige, der solche Ideen hegt, auch für sie Propaganda macht und wenn erwiesen werden kann, daß solche „Ideen" staats- und sittengefährlich sind, d. h. nach dem Buchstaben des Gesetzes unter dem Gesichtspunkte der herrschenden Rechts- und Moralbegriffe, oder wenn aus diesen „Ideen" Handlungen hervorgehen, aus denen auf entsprechende Gesinnungen geschlossen werden kann. Jede Präventivmaßregel, welche gegen das bloße „Denken" gerichtet ist, muß aber den Charakter einer Ansichtscensur und Sittenpolizei erhalten, gegen welche mündige Menschen mit Recht kämpfen, weil sie in ihren Folgen nur verderblich wirken kann, und in der That das Recht der freien Persönlichkeit aufhebt; die Administration kann doch nicht die Funktionen eines theologischen Glaubensgerichtes übernehmen, ohne gewaltthätig zu werden und die „Gewissensfreiheit" zu vernichten. Thatsachen, aus welchen gegen die Louise Aston eine Anklage begründet werden könnte, daß sie etwas gegen die Gesetze des Landes Verstoßendes oder für die Ruhe und öffentliche Sitte Gefährliches zu unternehmen gewagt habe, liegen gegen sie nicht vor; höchstens könnte die Veranlassung zu ihrer Ausweisung die an sie gerichtete Widmung der Gedichte von Gottschall „Madonna und Magdalena" sein,

oder einige auf sie zielende Korrespondenz-Artikel (einer in der Deutschen Allg. Ztg.) und Verläumdungen. Jener Korrespondenzartikel machte aus den zufällig geäußerten Ideen der Frau kühne Reformpläne und fabelte viel von einem „organisirten Berliner Frauen-Emanzipationsklubb," der unter ihrer Leitung bald in's Leben treten solle. Der Gedanke klang abentheuerlich — in Berlin ein emanzipirter Fauenklubb? Die Phantasien des Korrespondenten gingen auch in andere Blätter über und verbreiteten Schrecken. In den „Hamburger Jahreszeiten" folgte eine feinere Detaillirung derselben. Während die „Deutsche Allg. Ztg." die Louise Aston zu einer falschen Miß machte, welche Cigarren rauchte, einige Phrasen von der „freien Liebe, welche die Welt erlösen sollte," im Munde führte, — schilderten die „Hamburger Jahreszeiten" schon die Verwirklichung der Pläne, die organisirte Emanzipation, die verschiedenen Getränke, mit denen sich die emanzipirten Damen in die nöthige Begeisterung versetzten, Orgien, Bacchanalien! u. s. w. Der Korrespondent verläugnete seine philiströse deutsche Natur nicht; seine Frauen-Emanzipation sieht aus wie ein „Sonntagsvergnügen in einer Dorfschenke" und es ist wohl nicht nöthig, den guten Namen der Frau, die damit der Lächerlichkeit preisgegeben werden sollte, bei der deutschen Lesewelt zu retten. Aus diesen einzigen, aber unbewiesenen und unwahren Thatsachen schloß man wenigstens auf eine beabsichtigte Emanzipation. Bei den vaguen Begriffen von Frauen-Emanzipation wird es aber auch dem scharfsinnigsten Juristen schwer fallen, zu der Absicht die entsprechenden Handlungen zu finden; er müßte denn Cigarrenrauchen und Biertrinken zu den Thaten rechnen wollen, durch welche eine „gefährliche Idee" in's Leben gerufen werden soll. Wären aber auch die Thatsachen hinlänglich bewiesen und der Schluß auf solche Reformpläne gerechtfertigt, so bleibt noch die Frage übrig, ob in den Thatsachen oder Absichten irgend eine Rechtsverletzung liege; diese könnte erst die „Unsittlichkeit jener Handlungen" begründen. Aber eine Thorheit ist ebensowenig Rechtsverletzung, wie Unsittlichkeit. — Aus der Widmung der Gedichte Gottschalls kann noch nicht der Schluß gezogen werden, daß die, der sie gewidmet sind, auch die darin ausgesprochenen Ansichten theile; zudem sind jene Gedichte mit preußischer Censur erschienen, können also mit der Bezeichnung „gefährliche Ideen" nicht belegt werden. — Aus der Anklage „gefährliche Ideen geäußert zu haben" folgt noch nicht der „Wille, die Absicht, sie auch in's Leben zu rufen," wenigstens so lange dafür kein Beweis vorliegt. Im kurzen Gespräche ist auch die willkührliche Meinung berechtigt, sich zu äußern, und die gesprächsweise Aeußerung von Ideen kann nicht gegen die Wohlfahrt des Staates und gegen die bürgerliche Ordnung verstoßen.

Mögen die gesprächsweise ausgesprochenen „Ideen" auch abweichen von den herrschenden Ansichten der Menschen oder den Meisten haltlos erscheinen, so sind sie wenigstens doch des Menschen Eigenthum und nicht strafbar, so lange er keine äußere Propaganda dafür stiftet; sich wegen solcher Ideen zu rechtfertigen, ist Niemand verpflichtet, so lange er nicht dazu gewaltsam gezwungen wird. **Trier'sche Ztg.**

Weltbegebenheiten.

Dezember.

Die letzte Hoffnung, die Noth und die Theuerung schwinden oder sich vermindern zu sehen, ist durch den auffallend strengen Winter vernichtet und das Elend tritt aller Orten unverschleiert hervor, am meisten natürlich in den Fabrikgegenden. Schon melden die Zeitungen, wie man wegen der furchtbar sich mehrenden Verbrechen im Bergischen Jägerabtheilungen vertheilen müsse, wie in einem anderen Orte die hungrigen Bauern vor das Landrathsamt gezogen seien und Arbeit und Brod verlangt hätten. Schon lasen wir, wie ein Fabrikarbeiter in Elberfeld, ein ordentlicher fleißiger Mensch, verhungert und erfroren auf dem Speicher gefunden ist, auf dem ihm ein Kamerad zu schlafen erlaubt hatte. Er war entlassen, konnte seine Miethe nicht mehr zahlen und schämte sich zu betteln. Leider werden derartige an Irland erinnernde Thatsachen nicht lange mehr vereinzelt bleiben. Denn die Fabriken gehen schlecht und wie in Gladbach, so stehen auch in Elberfeld mindestens 3000 Webestühle still, wodurch 8000 Menschen brodlos geworden sind. Man hilft sich gegen die Noth, so gut es eben gehen will. Man kauft Getreide an und sucht den Bedürftigen das Brod unter dem Preise zu liefern, wie in Elberfeld, wobei nur zu beklagen ist, daß man diese Erleichterung wohl der 20sten Steuerklasse, aber nicht den hungernden arbeitslosen Fabrikarbeitern zu gut kommen läßt. Die Fabrikanten fühlen sich noch immer nicht verpflichtet, für ihre Arbeiter, durch deren Arbeit sie sich in guten Zeiten bereichern, in schlechten zu sorgen. Sie können das nicht, ohne sich zu ruiniren, sagt man. Mag sein; aber daß sie es nicht können, daß die Arbeit solchen Wechselfällen, allem Elende in Folge der Handelskonjunkturen ausgesetzt ist, das sind ja eben die Uebel, denen abgeholfen werden muß. Man sorgt für geheizte Räume, um den Frierenden Obdach zu gewähren; man errichtet Speiseanstalten, in welchen den Hungrigen nahrhafte Speisen umsonst oder gegen einen geringen Preis verabreicht werden. Alle diese Einrichtungen sind aber, den Ankauf von Lebensmitteln ausgenommen, nur in den größeren Städten getroffen, wo das Elend massenhafter hervortritt; in kleineren Städten, wo es vereinzelt einherschleicht, wo man leichter die Augen vor ihm verschließen kann, indem man sich damit tröstet, daß doch nur Einzelne hungern und frieren, ist Alles das der Privatwohlthätigkeit und damit dem Zufall, der Laune überlassen. In diesen kleinen Städten, wo die Kräfte der Privaten nicht zureichen, müßte die Gemeinde solche Einrichtungen, namentlich Speiseanstalten, treffen. Aber leider wird die Noth noch höher steigen müssen, ehe die Gemeinderäthe sich von dieser Nothwendigkeit überzeugen. Sie scheuen sich, so viel Geld auf einmal auszugeben, ohne zu bedenken, daß sie fast die dazu nöthigen Summen in kleinen und darum unwirksamen Almosen zersplittern. Sehr auffallend war uns eine Zeitungsnachricht, daß es dem vorigjährigen „Verein zur Abhülfe augenblicklicher Noth" zu Köln untersagt worden wäre, seine Wirksamkeit von Neuem zu entfalten, weil er keine Konzession habe. So schienen

also die Denunziationen wegen kommunistischer Tendenzen ꝛc. dieses Vereins, wie sie namentlich nach den Augustereignissen von einem wohlbekannten Theile der rheinischen Presse erhoben wurden, schwerer in's Gewicht gefallen zu sein, als seine augenscheinlichen Resultate, als die Dankbarkeit der Armen, welche dort gespeis't und gewärmt wurden. Doch ist entweder diese Nachricht unbegründet gewesen oder man hat von jenem Bedenken alsbald abgelassen; in der „Köln. Ztg." vom 1. und 2. Jan. finde ich neben der „vereinigten Kommission der Bürger und Meisterschaft auch des „Vereines zur Abhülfe augenblicklicher Noth" als in voller Thätigkeit begriffen erwähnt. Es scheint nicht, als ob dieser Verein ein anderer wäre, als der, welcher voriges Jahr bestand. —

Um aber auch nachhaltig etwas für die Lage der arbeitenden Klassen zu thun, wird sich wahrscheinlich in Berlin eine Gesellschaft, ähnlich der des Lord Ashley zu London, bilden, um in einer Vorstadt Normal-Familien-Häuser für die Arbeiter zu bauen. Dieses Unternehmen ist sehr nöthig und zweckmäßig; denn die Wohnungen der Armen in Berlin, namentlich die Kellerwohnungen, sind furchtbar ungesund. Und trotzdem wird für dieselben eine Miethe bezahlt, für welche eine Gesellschaft eine gesunde und freundliche Wohnung geben kann, ohne schlechte Geschäfte zu machen. Was man noch sonst über dieses Unternehmen in den Zeitungen las, daß man die ganze Straße, welche durch diese Familien-Häuser gebildet werden soll, Abends der leichteren polizeilichen Aufsicht wegen absperren wollte, wird hoffentlich nicht zur Ausführung kommen; das schmeckte doch gar zu sehr nach den übelberüchtigten mittelalterlichen Ghetto's. — Auch die Regierung ist mit einem Plane hervorgetreten, um der Ackerbau treibenden Bevölkerung zu Hülfe zu kommen und namentlich der Auswanderung entgegen zu wirken. Es handelt sich um eine Kolonisation im Innern nach demselben Plane etwa, wie ihn der Kammerrath Rötteken in dem ersten Jahrgange von „Dieß Buch gehört dem Volke" entwarf; ich bemerke nur dazu, daß dieser Plan damals dem Hrn. Rother mitgetheilt, jedoch mit einem ablehnenden Schreiben als unzweckmäßig zurückgeschickt wurde. Man will die 1847, 48 und 49 pachtlos werdenden Domainen in Posen, Preußen und dem Reg.-Bez. Köslin parzelliren und an Kolonisten vererbpachten, denen zugleich 3—5 steuerfreie Jahre zugestanden werden sollen; die nähere Ausführung der Kontrakte soll später erfolgen; man will Auswanderer nur vorläufig aufmerksam machen. Zugleich verlangt man aber von den Kolonisten Nachweis des zur Bewirthschaftung nöthigen Vermögens und Hinterlegung einer Kaution von mehreren hundert Thalern, die in Raten zurückgezahlt werden soll. Das macht den ganzen Plan unwirksam, wenn er auch nicht an büreaukratischen Formalitäten und Weitläufigkeiten scheitern sollte. Diejenigen, denen vor Allem geholfen werden müßte, die brodlosen Fabrikarbeiter, namentlich die Weber und Spinner, welche jetzt selbst bei der angestrengtesten Arbeit ihr Brod nicht mehr verdienen können und auch für die Zukunft keine bessere Aussichten haben, können kein Vermögen nachweisen und noch weniger eine Kaution stellen. Wer das noch kann, für den ist die Hülfe des Staates so nöthig nicht. Und wenn ein solcher auswandert, so geschieht es nicht aus Noth, sondern weil er mit den Verhältnissen daheim unzufrieden ist, weil entweder die

politische Freiheit Amerika's ihn lockt oder weil er mit Recht hofft, sein Kapital auf amerikanischem Boden im Ackerbau mit viel mehr Nutzen anlegen zu können. Ihn wird die Kolonisation im Innern und die durch sie verheißene dürftige Existenz, welche für den arbeitslosen Fabrikarbeiter oder Ackerbautaglöhner schon ein erheblicher Gewinn ist, nicht vom Auswanderen abhalten. —

Eine für Fabrikgegenden sehr heilsame Kabinetsordre tritt mit Ablauf dieses Jahres in Kraft. Allen Fabrikanten und deren Familienmitgliedern, Bevollmächtigten, Werkmeistern, Geschäftsführern, Komptoir- und Fabrikgehülfen ist es untersagt, Schenk- und Gastwirthschaft oder Kleinhandel mit Getränken zu treiben im Umkreise einer Meile vom Fabrikorte. Dadurch wird allerdings eine Quelle des Trucksystems und der provozirten Liederlichkeit verstopft. Nur wenn die isolirte Lage der Fabrik nach dem Ausspruche der Kommune, des Landraths und der Regierung ein Wirthshaus nöthig machen, soll von dieser Regel abgegangen werden; die Konzession soll aber zurückgenommen werden, sobald dem Bedürfniß auf andere Weise genügt werden kann. Wenn sich nur solche Verordnungen nicht so oft in der Praxis unwirksam zeigten! Nach einem Gesetz von 1839 dürfen Kinder unter 16 Jahren in den Fabriken täglich nur 10 Stunden arbeiten und sollen dabei 1½ Freistunde zum Essen, zur Erholung haben. Sie arbeiten im Bergischen aber thatsächlich von Morgens 5 Uhr bis Abends 9 Uhr, also nach Abzug von 1½ Freistunde 14½ Stunde täglich. Daß dabei der Körper ruinirt wird, liegt auf der Hand; Fabrikschulen, um für die geistige Ausbildung zu sorgen, sind nicht da, auch würde keine Zeit für sie übrig sein. Und nun der Lohn dieser Kinder z. B. in den Tuchfabriken! Die älteren verdienen täglich 6 Sgr.; das ginge noch allenfalls. Aber wenn eines bei'm Scheeren das Tuch im Mindesten beschädigt, so zahlt es 1 Thlr. Strafe und behält also als Wochenlohn 6 Sgr., wofür es sich nach Belieben Nahrung und Kleidung beschaffen mag; denn die Eltern können kaum für sich selbst sorgen, die Familie ist fast aufgelös't. —

Großes Aufsehen erregte die in Berlin in einem öffentlichen Lokale erfolgte Verhaftung von einigen Personen, meist Handwerkern, welche dort des Abends zusammen zu kommen pflegten; auch der von dem Handwerkervereine her bekannte ehemalige Kandidat Behrends nahm an dieser Gesellschaft Theil. Am Abende der Verhaftung war auch ein westphälischer Gutsbesitzer Fraling anwesend. Der die Verhaftung leitende Polizeikommissär eröffnete die Sache damit, daß er Jeden, der sich nicht ruhig hielte, mit „Backpfeifen, daß ihm Hören und Sehen vergehen sollte," bedrohte. Behrends, der nicht anwesend war, wurde Nachts in seiner Wohnung verhaftet; die Druckerei, an der er Theil hat, wurde strenge durchsucht, ebenso Fralings Papiere mit Beschlag belegt. Die Arretirten wurden in der Stadtvogtei mit allem eben aufgegriffenen Gesindel zusammengesperrt. Fraling und einige andere erhielten zwar nachher bessere Gefängnisse, mußten sie aber selbst reinigen und hatten Anfangs sehr viel von der Kälte zu leiden. Erst in den letzten Tagen erhielt Fraling ein evangelisches Erbauungsbuch (er ist katholisch) und einige Bogen Papier. Natürlich fabelte eine gewisse Klasse von Zeitungen wieder von Kommunistenklubbs, denen

schon Tschech angehört habe, von staatsgefährlichen geheimen Verbindungen, welche merkwürdiger Weise in einer öffentlichen Bierstube organisirt sein sollten u. s. w. u. s. w.. Indessen ergab sich's bald, daß die Regierung an solche Anklagen nicht denken konnte, daß sie bloß einer Verbreitung verbotener Schriften, dem Absingen verbotener Lieder in dieser Gesellschaft und dgl. nachforschte. Behrends und die meisten Verhafteten wurden in den nächsten Tagen wieder freigelassen, Fraling nach 14 Tagen, mit der Weisung, Berlin sofort zu verlassen und es nie wieder ohne spezielle Erlaubniß des Polizeipräsidiums zu betreten. Von seinen konfiszirten Effekten erhielt er nur einen Theil zurück; eine bestimmte Anklage ist gegen ihn nicht erhoben, so daß er also keinen Grund für diese Maaßregeln erfahren hat. Von den Verhafteten ist nur noch der Schneidermeister Mentel im Gefängniß, welcher sich mit Fraling lebhaft bemüht hat, ein gemeinsames Atelier für die in einander greifenden Gewerke zu gründen. Natürlich kann das aber nicht der Grund seiner Haft sein; er soll früher in der Schweiz oder in Paris mit Kommunisten in Verbindung gestanden haben. Ich wüßte aber auch nicht, unter welchen Strafartikel man das bringen könnte. Das Aufsehen über die außerordentlichen Maaßregeln der Polizei und die Behandlung der Gefangenen ist selbstredend erheblich gestiegen, seit man diese Resultate kennt, oder vielmehr seit man weiß, daß die Sache keine weitere Resultate ergeben wird.

Ebenso viel Aufsehen erregt die Verhaftung des Dr. Dronke in Koblenz wegen Majestätsbeleidigungen, welche in seinem in Frankfurt a/M. erschienenen Buche „Berlin" enthalten sein sollen. Sie ist in der That sehr auffallend. Bekanntlich verweigerte Preußen ihm früher das Niederlassungsrecht und jetzt nimmt es ihn wegen eines im Auslande gedruckten Buches in Anspruch, bei welchem er als Ausländer doch gewiß nur die dort bestehenden Vorschriften zu beachten hatte. Preußen hätte ihn vor den Frankfurter Gerichte belangen können. Die Frankfurter Behörden müssen aber kein Verbrechen in dem Buche gefunden haben, da es weder dort, noch sonstwo außer Preußen verboten ist. Dronke hat deßhalb auch durchaus die Kompetenz der preußischen Gerichte bestritten und jede Antwort dem Inquirenten verweigert. — Auch bei den Herren d'Ester und Kamphausen in Köln fand eine Haussuchung statt nach einer geheimen Presse, welche die Behörde, angeblich einer Denunziation zufolge, dort vermuthete. Man fand Nichts; aber d'Ester verlangte vergebens die Auslieferung der Denunziation, um sein Recht gegen den Denunzianten zu verfolgen. Es scheint fast, als sei keine vorhanden; jedenfalls wird Hr. d'Ester die Sache nicht ruhen lassen. Der Generalprokurator Berghaus, der nach Berlin versetzt ist, weil seine Stellung in Köln in Folge seines Verfahrens nach den Augustereignissen unhaltbar wurde, will sich bei den Urtheilen der Rathskammer und des Appellhofes, bei der Abweisung seiner Anklagen gegen die Mitglieder der bürgerlichen Ermittelungs-Kommission (d'Ester, Raveaux) nicht beruhigen, sondern die Sache an den Kassationshof zu Berlin bringen und damit debutiren. Wie es heißt, werden die genannten Herren dann dort ihre Sache persönlich gegen ihn führen. — Bei dem schlesischen Grafen Reichenbach fand ebenfalls eine Haussuchung statt, weil er beschuldigt war, verbotene Schriften verbreitet zu haben.

Sie scheint kein Resultat ergeben zu haben. Wenn man aber doch einen Prozeß gegen ihn einleitete, so würde er dadurch vielleicht verhindert werden können, auf dem nächsten Landtage zu erscheinen; er ist kürzlich nämlich zum Deputirten erwählt. — Der Lehrer Wander in Hirschberg ist jetzt auch in 2ter Instanz völlig freigesprochen. Man ist gespannt, ob der Minister Eichhorn jetzt die über ihn verhängte Suspension zurücknehmen wird. —

Der Divisions-Auditeur Marcard ist nicht suspendirt, sondern hat eine fiskalische Untersuchung gegen Anneke beantragt wegen „Ehrenkränkungen," die er ihm in seiner bekannten Broschüre angethan hätte. Das Gericht hat sie angenommen, Anneke protestirt aber dagegen, weil ihn die Censur vor der Verantwortlichkeit dem Staate gegenüber schützen müsse und Hr. Marcard demnach nur eine Injurienklage gegen ihn erheben könne. Hrn. Marcard's Stellung in Danzig scheint in Folge der dort sehr verbreiteten Anneke'schen Broschüre eine sehr unbehagliche zu sein und er soll kürzlich, wiewohl vergebens, versucht haben, von seinem früheren Chef, General von Francois zu Minden, ein Zeugniß zu erhalten, welches ihn von den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen völlig reinigte. — Der König hat die am 8. Okt. geschehene Ernennung der drei Freiwilligen zu Landwehr-Offizieren, welche zu Münster aus der Gesellschaft „Cercle" austraten, als Anneke durchgefallen war, am 20. Okt. zurückgenommen, obgleich sie schon im Militair-Wochenblatt bekannt gemacht worden war. — Dem Landwehrlieutenant Gante zu Bielefeld, welcher mit mehreren anderen Landwehroffizieren in Folge der Windel-Helmich'schen Angelegenheit ehrengerichtlich „verwarnt" war, und erklärte, daß er ganz die Ansicht, der „aus dem Dienst entlassenen" Offiziere Consbruch und Delius theile, und deßhalb um neuen Spruch oder Entlassung bitte, ist durch eine Kab.-Ord. eröffnet: „Wenn er diese Eingabe zurücknehme, so wolle Sr. Majestät sie huldreichst als nicht geschehen betrachten; wenn er aber darauf beharre, so habe er Degradation zu gewärtigen." Er hat darauf beharrt. Jedenfalls sollte man meinen, es sei Sache des Kriegsgerichtes, zu entscheiden, ob diese Eingabe ein Vergehen enthalte. — Den Kommandeurs ist kürzlich ernstlich eingeschäft, zu verhindern, daß die Soldaten sich mit kommunistischer Lektüre beschäftigten. —

Fast überall ist man jetzt eifrig damit beschäftigt, die Petitionen für die nächsten Landtage vorzubereiten und es ist erfreulich zu bemerken, daß sie selbst in Städten, wo sonst wenig Interesse für die Fragen der Zeit herrschte, im Sinne des Fortschritts ausfallen. Namentlich hat Berlin dießmal durch sein Stadtverordneten-Kollegium einige zeitgemäße Anträge an den Landtag zu richten beschlossen. Aehnlichen Inhalts sind fast alle Petitionen, welche in Preußen, Schlesien, Westphalen und Rheinland vorbereitet werden; bei sehr vielen ist noch die Bitte um völlige politische Gleichstellung aller Konfessionen hinzugefügt, während die Regierung bekanntlich einem zum Deputirten gewählten ostpreußischen Deutschkatholiken die Bestätigung verweigert hat. — Auch die Stadt Naumburg hat sich jetzt nachträglich entschlossen, einen Deputirten zu wählen. Die Bürgerschaft beharrt aber bei ihrer Ansicht, daß bei der gegenwärtigen Verfassung der Landtage für sie kein Heil von denselben zu erwarten wäre und daß

sie nur gewählt hätte, um der angedrohten Entziehung der Städteordnung zu entgehen. Der gewählte Deputirte gehört zur liberalen Partei. —

Der Justizminister Uhden sucht die Wirksamkeit der Geistlichen bei Ehescheidungen im Sinne des bekannten, noch nicht zum Gesetz erhobenen Entwurfes fortwährend zu vermehren. Nach einem neueren Ministerialreskripte sollen Ehescheidungskandidaten nicht mehr durch einen Justizkommissär bei den Geistlichen schriftlich den Antrag auf Anstellung des geistlichen Sühneversuches einreichen dürfen, sondern sie müssen sich persönlich zur weiteren Besprechung melden; von dem schriftlichen Antrage braucht der Geistliche keine Notiz zu nehmen. Mir scheint das eine unnöthige Weitläufigkeit, die schwerlich Jemanden von dem Entschlusse, sich scheiden zu lassen, abbringen wird. — Eine interessante Rechtsfrage ist kürzlich in Königsberg verhandelt. Ein jüdischer Arzt, Dr. Falckson, wollte eine Christin heirathen, konnte aber von den preußischen Behörden, vom Minister Eichhorn, den Konsens dazu nicht erhalten. Darauf reis'te er mit seiner Braut nach England und ließ sich dort mit ihr trauen. Bei seiner Rückkehr griff der Staatsanwalt und Censor, Herr Reuter, die Gültigkeit dieser Ehe an. Der Gerichtshof entschied dahin, daß er in formeller Beziehung die englischen, in materieller aber die preußischen Ehegesetze anerkennen wolle. Nach diesen darf ein Christ keine Personen heirathen, welche durch ihre Religion verhindert sind, sich christlichen Ehegesetzen zu unterwerfen. Ob Juden dazu gehören, habe der Staatsanwalt nachzuweisen und zu diesem Ende ein Gutachten des Konsistoriums und des Oberlandesrabbiners beizubringen. Bis dahin setzte das Gericht den Spruch aus. Das Konsistorium hatte übrigens sich schon früher gegen die Möglichkeit dieser Ehe ausgesprochen und wird wahrscheinlich bei seiner Ansicht bleiben. Die Civilehe würde allen diesen dem Bewußtsein der Zeit durchaus widersprechenden Konflikten zwischen Liebe und Konfession ein Ende machen, durch welche schon so manches Bündniß zerstört, so manches weiche Herz gebrochen oder verödet ist. — In Berlin hat man es für nöthig gehalten, nochmals die Verordnung einzuschärfen, daß zu den öffentlichen Sitzungen der Gerichte nur Juristen Zutritt haben sollten und daß andere Personen nur durch Mißbrauch eingedrungen sein könnten. Da man das Prinzip der Oeffentlichkeit einmal anerkannt hat, so ist schwer zu begreifen, warum man es auf einen so engen Kreis beschränken will. Die Studirenden der Rechte, welche um den Zutritt, ihrer praktischen Ausbildung wegen, baten, sind zwar ihres Eifers wegen belobt, aber doch abschläglich beschieden. Vereinige, wer kann, diese Widersprüche! —

Zum Beweise, wie wenig hinreichend die Vorräthe von Lebensmitteln selbst in den Ländern sind, welche uns sonst damit versorgen, mag dienen, daß in Ostpreußen und Schlesien die Einfuhr von Getreide mit Ausschluß von Weizen und von Hülsenfrüchten über die trockene Landesgränze freigegeben ist, während die russische Regierung die Ausfuhr der Kartoffeln aus ihren Ostseeprovinzen verboten hat. —

Der König und der Prinz von Preußen sollen der Breslauer Deputation lebhaft für die Aufschlüsse über die Handelsverbindungen Schlesiens mit Krakau, die man nicht für so bedeutend gehalten hätte, gedankt haben, und Preußen will, wie es heißt, das Gebiet von Krakau energisch als

Freihandelsstaat reklamiren. Wir wollen den Erfolg abwarten; vorläufig hat übrigens Oesterreich eine ganze Menge Zollbeamte nach Krakau geschickt, um es seinen Mauthlinien einzuverleiben. —

Hannover. Die Kammer hat lange darüber diskutirt, ob das geheime Gerichtsverfahren in Civilsachen beibehalten oder durch ein öffentliches und mündliches verdrängt werden solite. Die Abgeordn. Sandvoß, Schulz von Uelzen und viele Andere kämpften wacker für das letztere; das Ober-Appellations-Gericht hatte sich ebenfalls dafür erklärt; die Kommission der Kammer hatte zwar die Oeffentlichkeit fallen lassen, aber wenigstens ein mündliches Schlußverfahren beantragt. Indessen auch dieser Antrag wurde von der Kammer in der dritten Abstimmung verworfen, weil die Regierung erklärt hatte, sie wolle ganz und gar Nichts von Oeffentlichkeit und Mündlichkeit wissen und würde lieber den ganzen Gesetzentwurf zurückziehen, als die geringste Konzession machen. Dieses Zurückziehen wäre am Ende kein großes Unglück gewesen; die etwaigen formellen Vorzüge des neuen Entwurfs können den Nachtheil nicht gut machen, welcher aus der Billigung des heimlichen Verfahrens durch die Kammer entsteht. Die Zeit der Heimlichkeit ist vorüber; die Oeffentlichkeit kann wohl verzögert werden, aber sie bricht doch herein. Die Kammer scheint nicht eingesehen zu haben, daß man oft auf kleine Vortheile verzichten muß, um größere zu erlangen. Im Kriminalverfahren hat sich die Kammer zwar für den Anklageprozeß und ein mündliches Schlußverfahren entschieden; da aber die Regierung wahrscheinlich bei ihren Grundsätzen beharrt, so wird die Kammer ebenso wahrscheinlich ihre Abstimmung modifiziren. Und wenn sie es nicht thäte, so wird sie doch keinen Erfolg haben, weil die erste Kammer ihr schwerlich beitreten wird; und sollte sich auch das ereignen, so ist das Resultat doch noch keineswegs zu verbürgen. In den deutschen konstitutionellen Ländern steht die Theorie mit der Praxis in seltsamen Widersprüchen. — Die erste Kammer ist nach einer Konferenz mit der zweiten dem Antrage derselben auf Oeffentlichkeit der Kammersitzungen beigetreten; sie hat sich aber nicht entschließen können, den Beschluß, Kinder unter 16 Jahren nicht zu prügeln, zu unterstützen.

Braunschweig. Der ständische Ausschuß, welcher bekanntlich die Veröffentlichung des nur theilweise von den Ständen bewilligten Budgets und die Erhebung der nicht bewilligten Posten auf eigene Verantwortlichkeit der Minister für eine Verfassungsverletzung erklärte, wurde haubtsächlich durch die plötzliche Sinnesänderung des Advokaten Trips von Schritten, dieser Erklärung Nachdruck zu geben, abgehalten. Jetzt ist er durch eine Adresse aufgefordert worden, daß er sich nicht mit einer Protestation gegen diese Verfassungsverletzung beruhigen, sondern vielmehr die Maaßregeln ergreifen möge, welche Recht, Pflicht, Ehre und Konsequenz geböten. Das sind sehr intrikate und unbescheidene Forderungen, denen eine „besonnene" deutsche Ständeversammlung schwerlich nachkommen wird. Protestiren, so viel ihr wollt; aber den Protest bethätigen, — das würde der „guten Sache" schaden, die nur durch Mäßigung, Bescheidenheit und Ergebung gefördert werden kann.

Hessen-Kassel. Gegen mehrere Mitglieder der aufgelös'ten Kammer sind Untersuchungen eingeleitet; sie gehören sämmtlich der entschiedenen

Opposition an. Wippermann und Lederer sind der Gotteslästerung beschuldigt; Henkel hat sich die Anklage zugezogen durch seinen Bericht über die Deutschkatholiken, Sunkel durch seine Motion auf Herstellung des verfassungsmäßigen Zustandes. Diese Untersuchungen sind auffallend; denn Deputirte können nach der Verfassung 6 Wochen vor und nach dem Landtage, ausgenommen bei der Ertappung auf frischer verbrecherischer That, nur mit Zustimmung der Kammer verhaftet, nie aber wegen Aeußerung ihrer Meinung zur Rechenschaft gezogen werden, ausgenommen bei Beleidigungen der Privatehre. Indessen nach §. 67. der Verfassungs-Urkunde kann Jemand, der in einer Kriminal-Untersuchung nicht völlig freigesprochen ist, nicht wieder gewählt werden. Bei derartigen Anklagen ist aber eine Entbindung von der Instanz wohl häufiger, als eine völlige Freisprechung. Vielleicht erklärt das Manches.

Hessen-Darmstadt. Die Aufregung in Rheinhessen, welches mit der Vernichtung seiner Rechtsinstitutionen bedroht ist, wächst von Tage zu Tage. Von allen Seiten liefen aufmunternde Adressen ein, nicht zu ermatten im Kampfe um das öffentliche Recht; an allen Orten des Landes, namentlich in Mainz, hielten die Bürger Versammlungen, um die Maaßregeln zu berathen, die zur Wahrung ihrer Institutionen zu ergreifen wären. Die Regierung scheint von der polizeilichen Ansicht ausgegangen zu sein: „Wer ein Symptom unterdrückt, unterdrückt die Sache," und hat diese Versammlungen verboten. Zwar wird dadurch die Anhänglichkeit der Rheinhessen an ihre Institutionen nicht verringert, aber sie drängt sich nicht so unangenehm hervor. Denn, du lieber Gott, was soll man gegen ein obrigkeitliches Verbot machen? Die Mainzer wollen den Karneval nicht feiern.

Frankfurt. Mit großer Stimmenmehrheit ist beschlossen, daß die Sitzungen des gesetzgebenden Körpers der freien Stadt künftig öffentlich sein sollen. Möge sich der deutsche Bund ein Exempel daran nehmen! Ebenso ist von dem gesetzgebenden Körper Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens bei'm Senate beantragt und der Kampf, den das benachbarte Rheinhessen wegen dieser Institutionen führt, wird dem Antrage Nachdruck geben.

Baden. Die Spaltung der liberalen Partei in Liberale, Radikale und Sozialdemokraten geht rasch vor sich und wird nur dadurch befördert werden, daß das bürgerlich-liberale Ministerium sich kompletirt hat, daß der frühere Chef des Juste-Milieu's, Beck, zum Minister des Innern und Christ zum Ministerialdirektor ernannt ist. Als eine Konzession an die Liberalen ist die Pensionirung des ultra-büreaukratischen Rettig anzusehen. Jene Spaltung zeigte sich in der letzten Zeit sehr deutlich. Ich erwähnte schon des Vereins zur Abhülfe der Noth in Mannheim. Die liberale Bourgeoisie wollte wohl Almosen geben, aber sie war entschieden gegen den Verein, weil sie fürchtete, daß er das Bewußtsein des Proletariats fördern und erheben möchte. Sie ließ deshalb durch den Gemeinderath beschließen, daß keine außerordentliche Maaßregeln gegen die Noth erforderlich wären. Hr. Bassermann hatte keine Zeit, im Vorstande des Vereins zu sitzen; Hr. Mathy, der mit einmal ganz erschrecklich für's Vermitteln enragirt ist, ist gegen den Verein, weil er eine Spaltung unter den Liberalen dadurch ent-

stehen zu sehen fürchtet und weil er besorgt, daß Struve zu viel Einfluß gewinnen möchte. Hecker und Struve zeigen sich als ächte Demokraten und stehen mannhaft zu dem Vereine, weßhalb sie von der liberalen Bourgeoisie mit Zorn und Spott überschüttet werden. Der liberale Fabrikant Gottschalk ironisirte gewaltig darüber, daß Hecker durch die „Volksabfütterung" (so zeigt ihn eine Karrikatur) abgehalten werde, in Durlach zu erscheinen. Hier sollte nämlich, besonders auf Mathy's Betrieb, das große Versöhnungsfest zwischen den verschiedenen Fraktionen der liberalen Deputirten, zwischen den Radikalen und den halben Liberalen unter Zittel und Bissing gefeiert werden. Die Volksvertreter hatten es aber für gut befunden, bei verschlossenen Thüren zu verhandeln. Mathy sagt darüber in seiner „Rundschau:" „Die Erklärungen der Regierung über die Presse, die Gewissensfreiheit, die Gemeinderechte, die Trennung der Justiz von der Administration, die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Strafprozesses, das Verhältniß der Beamten zu den Bürgern, die Angebereien und Verfolgungen wegen politischer Gesinnungen, die Eisenbahn nach dem Bodensee, die Vereinfachung der Verwaltung, die Sparsamkeit im Staatshaushalte: diese anscheinende Erfolglosigkeit aller Arbeiten der II. Kammer haben, das ist nicht zu leugnen, allgemeine Mißstimmung unter dem Volke und unter den Deputirten erregt. Daher die Anfeindungen gegen die Männer, denen man dieses Mißlingen zuschrieb (durch ihr Votum gegen die Steuerverweigerung). Aber diese Anfeindungen haben die Gesinnung und den Charakter jener Männer verdächtigt und der Tag von Durlach beweis't, daß grundsätzlich und persönlich keine Spaltung in der Linken besteht." Nun, das Volk wird bei den nächsten Wahlen entscheiden, ob es die Männer wieder zu seinen Vertretern haben will, welche grundsätzlich und persönlich nicht mit jenen Juste-Milieu's zerfallen sind. In einer Versammlung der Radikalen zu Heidelberg, aus schlichten Handwerkern und der niedern Bürgerklasse bestehend, wo man dem Vater Winter einen silbernen Bürgerkranz überreichte, hörte man kräftige Worte gegen die „Paradedeputirten," Bissing und Konsorten, und Struve wurde mit endlosem Beifall begrüßt. Es ist sehr seltsam, daß derselbe Mathy, der noch in der letzten Kammersitzung so sehr gegen das Juste-Milieu eiferte, jetzt plötzlich von Mäßigung überfließt und die radikale Presse angreift, sogar aus Gefälligkeit das „Manheimer Journal" redigirt, bis Struve's Nachfolger, der gemäßigte Obermüller, angelangt sein wird. Es könnte ihn leicht Jemand durch Citation seiner früheren Aussprüche in dieselbe Verlegenheit setzen, in welche er den ultramontanen Buß setzte, als er ihm einen Ausspruch seiner liberalen Zeit vorhielt. — Die Censur wird jetzt in Mannheim wieder gehandhabt, wie zu den Zeiten des Mustercensors Don Uria de Sarachaga, und die radikalen Blätter sind kaum wiederzuerkennen, wie der ehrenwerthe „Rhein. Beob." schadenfroh bemerkt. Das „Mannheimer Journal" hat seit Struve's Rücktritt freiwillig seine frühere Haltung aufgegeben. Das Gerücht, als habe sich der wackere Dr. Wirth an einem halboffiziellen Blatte zu Konstanz, dem „Tagesherold" betheiltgt, ist von ihm selbst zur Freude aller Freunde dieses vielgeprüften Mannes als durchaus grundlos bezeichnet. —

Schweiz. Zwei Gesuche des Berner Volksvereins an den Regie-

rungsrath beweisen, wie in diesen kleinen Staaten, wo Jeder jedes Glied der feindlichen Partei persönlich kennt, die engherzigste Spießbürgerei mit großartigen Ansichten Hand in Hand gehen kann. Der Verein verlangt, die vom Staate angestellten Arbeiter sollten so bezahlt werden, daß sie sich mit Weib und Kind ehrlich ernähren könnten. Das ist gut und schön; aber der hinkende Bote kommt nach. Der Verein verlangt nämlich weiter, daß der Staat, so lange die Konservativen nur bei Konservativen arbeiten ließen, seinen Beamten befehlen solle, Staatsarbeiten nur an Radikale zu vergeben. Diese lächerliche Prätension, daß der Staat erst das politische Glaubensbekenntniß jedes Steinklopfers prüfen soll, ehe er ihm Arbeit gibt, ist nur in der Schweiz erklärlich, wo jeder bis zum Nachtwächter und Gassenkehrer einer politischen Partei angehört und wo auch aus derartigen Anstellungen wichtige Parteifragen gemacht werden. — Karl Heinzen ist wegen seiner letzten Flugschriften, wie es heißt auf Andringen Baierns, nicht nur aus dem legal-radikalen Zürich verwiesen, was bei der diplomatischen Aengstlichkeit und der Rücksichtsfülle der dortigen Machthaber nicht so sehr zu verwundern wäre; sondern auch das ultraradikale Baselland hat ihm ein Asyl verweigert. Die schweizerische Freiheit ist eben nur für die Schweizer und kommt den Fremden nicht zu gut; bei diesen scheut man sich nicht einmal, das vielgepriesene altschweizerische Gastrecht zu verletzen.

In Genf hat man 2 Kasten zur Aufnahme von Schriften aufgestellt; Alles, was sich darin findet, soll in einem Journale, „das Auge des Volkes," aufgenommen werden. Ein umgekehrter venetianischer Löwenrachen im Dienste der Demokratie! Ueber die Annahme der Verfassung ist noch Nichts entschieden.

Belgien. Angesichts der Noth, die namentlich in den beiden Flandern herrscht, hat die Kammer 1,500,000 Frs für Lebensmittel, 300,000 Frs. für die Leinenindustrie und 150,000 Frs. zu Bewässerungs-Anlagen bewilligt. Leider werden diese Summen nicht weit reichen; die Noth ist zu weit verbreitet. — König Leopold hat neulich in einer Audienz, wie sich die „Triersche Ztg." aus Aachen schreiben läßt, den zur Einweihung einer Kaserne anwesenden preußischen Offizieren huldreichst gratulirt, daß sie unter einer absoluten Regierung lebten, welche nicht Jedem gestatte, gegen Ehrenmänner zu schreiben, was er wolle. Ein hoher Würdenträger pflichtete auf des Königs Befragen diesem Ausspruche unterthänigst bei, der sich im Munde eines konstitutionellen Königs und eines konstitutionellen hohen Würdenträgers des Reiches seltsam genug ausnimmt. Die Belgier werden von dieser Offenbarung der geheimen Herzenswünsche nicht sehr erbaut sein.

Frankreich. Auch in Frankreich wächst die Noth in Folge der Mißernte und der Geldklemme (die Bank hat bei der englischen eine bedeutende Anleihe machen müssen) täglich. In Lyon haben die Färbergesellen die Arbeit eingestellt; sie verlangen einen Tagelohn von 4 Frs. und Arbeitszeit von Morgens 6 bis Abends 7, statt von Morgens 5½ bis Abends um 8 Uhr. Dadurch sind auch die Seidenweber und viele Rothgerber und Kunsttischler außer Arbeit gekommen. Einzelne Handlungshäuser haben viele tausend Franks durch diesen Strike eingebüßt; man kann

darnach ermessen, wie groß die Noth ist, welche die Gesellen durch ihren Beschluß zu erdulden haben. Sie beharren trotzdem bis jetzt bei der Anwendung ihrer einzigen Waffe gegen die Kapitale der Bourgeoisie; denen sie aber am Ende doch wieder erliegen müssen. — Die Unruhen in den Departements, die meistens Ausflüsse der Noth und gegen die Getreidespeicher gerichtet sind, mehren sich von Tage zu Tage. Zahlreiche Bettlerbanden ziehen in der Boccage umher und nehmen gewaltsam die Wohlthätigkeit der Reichen in Anspruch. In Tours befanden sich die von dem Barbès'schen Aufstande her bekannten Blanqui und Hubert im Spitale; sie wurden aus ihren Betten gerissen und in's Gefängniß zurückgeschleppt, weil sie die Getreideaufstände im Departement Indre-et-Loire veranlaßt haben sollten. (Vom Spitale aus?!) — Im Nievre Departement wurden die Getreidehändler gezwungen, mit einem Verlust von 40 pCt. zu verkaufen. Aehnliche Szenen werden von allen Seiten gemeldet.

Der Freihandelsverein von Paris schreibt an den Verein zum Schutz der Nationalarbeit zu Mühlhausen: Er verlange nicht augenblickliche Aufhebung der Mauthen, sondern nur sinkende Zölle statt des Prohibitivsystems und augenblickliche zollfreie Einfuhr oder wenigstens sehr niedrige Zölle für Eisen, Kohlen und andere Urstoffe. Der Mühlhauser Verein erklärt aber, die Schutzpartei könne sich auf gar keinen Vergleich einlassen. Die Monopole kämpfen immer unerbittlich gegen einander. Die Freihandelsmänner sind die kosmopolitischen Monopolisten des Kapitals, die Schutzzöllner die nationalen; das ist der einzige Unterschied zwischen ihnen. Deßhalb wollten auch die Arbeiter einen besondern Verein zur Wahrung der Arbeiter-Interessen bei dieser Frage bilden, weil dieselben weder mit denen der Freihandelsmänner, noch mit denen der Schutzzöllner zusammen fielen. Die Erlaubniß dazu wurde ihnen abgeschlagen; sie werden sich wegen dieses Verbots, welches Vicomte Dubouchage ungerecht und parteiisch nennt, an die Kammer wenden, aber natürlich ohne Erfolg. Die Bourgeoisie wird den Arbeitern keine Vereine, keine Organe gestatten, welche den Interessen derselben Nachdruck verschaffen könnten. —

Die Regierungspresse liegt in arger Fehde; die „Presse" schwärmt für eine Allianz mit Rußland; die „Débats," welche den Sympathien des Volkes nicht so arg Hohn sprechen dürfen, halten demüthige Lobreden auf das englische Bündniß; England schweigt zu beiden. Alle Parteien sind darüber einig, daß bie Protestation Guizots gegen die Einverleibung Krakaus nur eine offizielle Komödie sei, daß sie nur deßhalb in energischen Ausdrücken thäte, um sich damit gegen die Angriffe der Opposition zu decken. Einen weiteren Erfolg erwarte man nicht von ihr. — Hr. Bouton, Verleger des Atmanac de la France démocratique ist vom Assisenhof der Seine wegen Aufreizung der verschiedenen Klassen der Gesellschaft zum Hasse gegeneinander zu 1 Jahr Gefängniß, 500 Frs. Strafe und Konfiskation des Buches verurtheilt. — Der Gerichtshof von Douay hat das Urtheil des Gerichtshofes von Lille, welches alle Beamten von der Schuld an der Katastrophe auf der Eisenbahn bei Fampoux freisprach, umgestoßen. Der Ingenieur Petet ist zu 15 Tagen Gefängniß und 3000 Frs., der Maschinist Duthoit zu 15 Tagen Gefängniß und 500 Frs. verurtheilt „wegen Menschenmord durch Unvorsichtigkeit und Nichtbeachtung

des Reglements." Die Strafe ist gering genug; Hr. v. Rothschild, welcher durch die zeitige Eröffnung der Bahn einen schönen Profit machte, wird sie gewiß gern decken.

England. Mit der herannahenden Eröffnung des Parlaments hat in den Fabrikdistrikten Englands auch wieder die Agitation für die Zehnstundenbill begonnen; die Arbeiter wollen zwar die von Fielden beantragte Herabsetzung der Arbeitszeit auf 11 Stunden täglich als Abschlagszahlung annehmen, weil vom Parlamente für den Augenblick schwerlich mehr zu erlangen sei, ohne deßhalb ihre Bewegung zu Gunsten der Zehnstundenbill aufzugeben. Mittlerweile steigt auch hier die Noth täglich mehr; die Preise der Lebensmittel sind in der letzten Zeit wieder stetig gestiegen, weil man die letzten Zufuhren zur Abhülfe der dringendsten Noth nach Irland schicken mußte, und die Fabriken stellen mehr und mehr ihre Arbeiten ein. Es herrscht eine Flauheit im Handel und in der Fabrikation, wie nur je zuvor. Das bekannte Witzblatt, „Punch," räth den Arbeitern, sich schwarz färben zu lassen; dann würde ihnen die Hülfe der Philantropen nicht entgehen; weiß wären sie nicht interessant genug. Eine beißende aber gerechte Satyre auf diese frömmelnde Philantropie, welche allenfalls über das Schicksal der Neger Thränen vergießt und große Summen verschwendet, um den Hottentotten und Botokuden Hosen, Schnupftücher und Erbauungsbücher zu kaufen, aber kein Auge und Ohr hat für das Elend vor ihren Thüren.

Die Noth in Irland übersteigt alle Begriffe. Zu dem Hunger haben sich noch verheerende Seuchen gesellt und die Feder sträubt sich, die offiziellen Berichte über das gräßliche Elend nachzuschreiben. Alle Tage bringen die Journale zahlreiche Todesfälle, wo der Ausspruch der Jury „Verhungert!" lautete; alle Tage wiederholen sich Aufläufe, Zerstörungen und gewaltsame Plünderungen der Kornspeicher und Bäckerladen. O'Connell, dessen Versöhnungsversuche mit Jungirland völlig gescheitert sind, spricht fort und fort vom irischen Parlament, welches aller Noth abhelfen würde. Ja, wenn es Muth und Gerechtigkeitsliebe genug hätte, die Summen, welche die abwesenden Gutsherren vom Volke erpressen und im Auslande verprassen, für das Volk zu verwenden! Daran wird O'Connell schwerlich denken; er bezieht vom irischen Volke eine Jahresrente von 18,000 Pfd. St. und zeichnete für die Nothleidenden 50 Pfd.! Er verlangt von England eine Anleihe von 50 Mill. Pfd., um die Industrie zu heben; er glaubt, die Noth zu enden, wenn er die Schuld Irland's vergrößert und neben dem Ackerbauproletariate ein industrielles entstehen läßt. Wer mag voraussagen, wie dieses Elend, diese Wirren enden werden? Nur so viel ist gewiß, daß die Irländer ihre letzten Hülfsmittel aufbieten, um sich eine Flinte zu verschaffen, ob zum Schutze (wessen?), ob zum Angriffe, lasse ich dahin gestellt sein.

Italien. Der Pabst hat so eben die Kriminaljustiz von der Polizei getrennt und für viele Kriminalfälle Oeffentlichkeit gewährt. Das ist zwar recht schön; aber seit dem Rundschreiben des Pabstes an die Bischöfe sind die Hoffnungen, deren Erfüllung man von Pius zu erwarten sich berechtigt glaubte, bedeutend herabgestimmt. Wir finden in diesem Schreiben ganz den alten päbstlichen Ton, ganz die alten pfäffischen Vor-

urtheile. Da wird, wie früher, geklagt über die religiösen Irrthümer, über die Offenbarungs- und Gotteslläugner, welche, Gottes Werk für Menschenwerk ausgebend, sich erkühnen, dasselbe nach eigener Vernunft, ohne Rücksicht auf das unfehlbare päbstliche Urtheil, zu erklären; da werden, wie früher, die philosophische Jugenderziehung, die Angriffe auf den Cölibat, die schlechte Presse und der Kommunismus bis in den Abgrund der Hölle verdammt. Der Kommunismus in einem Rundschreiben Sr. Heiligkeit! Wer hätte gedacht, daß auch das demoralisirte Italien schon von diesem Gifte angesteckt wäre? Aber die Segel, die eben noch straff waren vom Hauche der Begeisterung, hängen schlaff an den Masten herunter. In Neapel soll es ernstlich gähren und man scheint gewaltsame Ausbrüche zu befürchten.

Oesterreich. In Gallizien herrscht noch immer eine gewaltige Gährung. Der Adel ist wüthend wegen der Einverleibung Krakau's; die Bauern, unter denen sich Szela und der angeblich bei Podgorcze gefallene Dembowski, Tyssowski's Sekretair, befinden sollen, was indessen wohl der Bestätigung bedarf, verlangen noch immer ihre und der gemordeten Edelleute Aecker als Eigenthum. Die Ruhe wird durch zahlreiche Militair-Patrouillen aufrecht erhalten, denen die Ausübung des Standrechts eingeräumt ist. Nach diesem sollen neulich im Kreise Tarnow ein Offizier und 2 Gemeine wegen Einverständniß mit den Bauern erschossen sein. Dazu sind die Aecker nicht bestellt und die Noth bricht herein. Es wird noch lange Zeit vergehen, ehe das blutgedüngte Land wieder beruhigt ist.

Schleswig. Was sich schon nach Beseler's, des Präsidenten der Kammer, höchst energischer Rede gegen das gegenwärtige Regierungssystem und den Grafen Moltke erwarten ließ, ist geschehen. Der Regierungs-Kommissair v. Scheel schickte die drei letzten Petitionen der Stände (um Anschluß an den deutschen Bund, Verfassung für Schleswig-Holstein mit entscheidender Stimme bei den Steuern und der Gesetzgebung, Trennung der Verwaltung der Herzogthümer von der des Königreichs) zurück, weil sie vor Erledigung der königl. Propositionen berathen wären. Darauf erklärten 34 Abgeordnete, sie sagten sich von fernerer Wirksamkeit in der Kammer los, weil das Petitionsrecht faktisch aufgehoben sei. Der Herzog von Augustenburg sagte, die bisherige ständische Institution habe sich überlebt, weil sie keine Garantien bei derartigen Konflikten darböte. Nur 5 dänisch gesinnte Abgeordnete blieben mit dem Präsidenten zurück, welcher des Geschäftsganges wegen aushalten mußte. Das Auflösungs-Reskript ließ nicht auf sich warten. Es sagt: „das pflichtwidrige Verhalten der Majorität und das gesetzwidrige Handeln des Präsidenten habe des Königs höchstes Mißfallen erregt.“ Beseler, dem sogar die dänische Partei das Zeugniß eines unparteiischen Präsidenten gibt, wird natürlich sein Verfahren vertreten. Er sagte bei der Auflösung: „Die Regierung werde erkennen, daß es eine andere Sache sei, Kindern die Ruthe zu zeigen, und Männern in den Bart zu greifen.“ So harrt denn Alles erwartungsvoll der Dinge, die da kommen sollen. Der Regierungskommissair Scheel will, wie es heißt, seine Stelle nicht wieder in der Kammer einnehmen und sogar aus der Regierung ausscheiden. Er hat zu viel Unangenehmes hören müssen. —

Hamburg. Auf Andringen Oesterreichs hat der Senat der freien Stadt Hamburg den Buchhändlern den Verkauf von Schuselka's Schriften verboten und dem Buchhändler Campe speziell untersagt, fernerhin feindliche Schriften gegen Oesterreich und sein System zu verlegen. Die „Hamburger Neue Ztg.," die sich durch entschiedene Parteinahme für Schleswig-Holstein hervorthat, ist in Folge des dänischen Verbots eingegangen. Das Ausland hat viel Einfluß auf die „schlechte" Presse der freien Stadt Hamburg. — **L.**

Die Bekanntmachung des Oberpräsidenten von Westphalen über die gegenwärtige Noth.

Der Oberpräsident von Westphalen, Hr. Flottwell, hat eine Bekanntmachung in Bezug auf die gegenwärtige Noth und Theuerung erlassen, welche uns zu einigen Bemerkungen und Randglossen Veranlassung giebt. Nachdem er im Eingange anerkannt hat, „daß das anhaltende Steigen der Roggenpreise ernste Besorgnisse für die Ernährungsverhältnisse der ärmeren Volksklassen erwecken," giebt er sich gleich darauf der Hoffnung hin, „daß die noch im Lande vorhandenen und noch nicht zu Markte gebrachten Getreidebestände, die in den wichtigsten Handelsplätzen der Nord- und Ostsee angehäuften und im größeren Maaße noch zu erwartenden Vorräthe aus Amerika und Rußland, wenn sie bei Wiedereröffnung der Stromschiffahrt in's Innere des Landes gelangen, dem Bedarfe einigermaßen abhelfen und auf den Stand der Getreidepreise einen günstigen Einfluß ausüben werden. Zwar würde dadurch nicht aller Noth bis zur nächsten Ernte ein Ende gemacht werden; aber wenn die Mißernte in Deutschland so bedeutend sein sollte, als in öffentlichen Blättern angegeben wurde, so müßte schon jetzt eine Hungersnoth eingetreten sein, wie wir sie selbst in den unglücklichsten Mißwachsjahren nicht erlebt haben."

Ich fürchte, der Hr. Oberpräsident gibt sich hier einer Hoffnung hin, die ihn täuschen wird. Im Lande selbst sind keine Vorräthe vorhanden; nur die größten Bauern haben so viel geerntet, daß sie mit Noth und Mühe grade auskommen; alle kleineren Bauern aber müssen zukaufen. Daß in Ostpreußen, von wo wir sonst unsere Zufuhren erhalten, bedeutende Vorräthe vorhanden sind, möchte ich bezweifeln. Woher sonst die hohen Preise daselbst? Woher die Verordnung der Regierung, welche die Einfuhr von Lebensmitteln in Ostpreußen und Schlesien, in unsere Kornkammern, frei giebt? Die Häfen, von denen wir sonst Zufuhren, namentlich von amerikanischen Korn zu erwarten haben, sind Bremen und Antwerpen. Die Vorräthe, welche zu Bremen lagern, sind für jetzt so unbedeutend, daß sie gar kein Gewicht in die Wagschaale legen können; ebenso ist es in Hamburg. In Antwerpen sollen zwar ungeheure Vorräthe lagern; zahlreiche Schiffe sollen nur auf die Eröffnung der Scheldeschiffahrt warten, um ihr Füllhorn über alle Lande auszuschütten. Ein Hafen voll kornbeladener Schiffe! Das sieht freilich aus, als wären diese Massen von

Vorräthen gar nicht zu bewältigen, während sie in der Wirklichkeit spurlos verschwinden. Preußen gebraucht nach der eigenen Berechnung des Oberpräsidenten täglich 250,000 Scheffel, in drei Monaten also 7,500,000 Scheffel. Und wie viele Länder außer Preußen rechnen noch auf diese Vorräthe! Außerdem läßt sich gegen diese angebliche Anhäufung von Vorräthen in Antwerpen noch ein gewichtiges Bedenken erheben. Antwerpen ist nämlich bis jetzt der billigste Markt gewesen und es läßt sich daher kaum erwarten, daß grade auf dem billigsten Markte eine solche Anhäufung hätte stattfinden sollen. Der Haubtstrom der amerikanischen Zufuhren geht noch immer nach England und trotzdem sind die Preise dort noch immer im Steigen begriffen. Er wird auch ferner dahin gehen, weil die Preise dort noch immer höher stehen, als bei uns, und an eine Ueberfüllung des Marktes vor der Hand gar nicht zu denken ist. Die Zufuhr von außen wird also dem Bedarf immer nur „einigermaßen" abhelfen; auf die Verminderung der Preise aber wird sie wenig oder gar keinen Einfluß haben und auf die Noth und den Hunger der Armen ebenso wenig, wenn nicht Maaßregeln getroffen werden, die ihnen den Weg zu diesen Zufuhren eröffnen. Was helfen dem hungrigen Irländer die großen Waizenvorräthe, welche in Irland lagern, da er sie nicht bezahlen kann? Ebenso können auch unsere Armen das Brod nicht bezahlen und ihr Elend rührt haubtsächlich daher, daß auch ihr gewöhnliches Surrogat, die Kartoffel, mißrathen ist und mindestens das Doppelte ihres gewöhnliches Preises kostet. Diesem Mangel ist durch keine Zufuhr abzuhelfen: ebenso wenig durch die „weißen Rübchen," die sich so vortrefflich zum Brodbacken verwenden lassen, oder durch die Kohlarten, die Hülsenfrüchte und den Buchwaizen; die beiden letzteren stehen dazu auch viel zu hoch im Preise. Der Ausfall mag also immer so bedeutend sein, als er geschildert wird. Und wenn der Hr. Oberpräsident glaubt, daß in diesem Falle schon jetzt hätte eine Hungersnoth eintreten müssen, so entgegnen wir ihm darauf, daß erst 4 Monate seit der Ernte verflossen sind und daß noch 7 bis zur neuen Ernte verfließen müssen. Für das, was wir zu erwarten haben, verweisen wir auf die Ersparungen und Entbehrungen, welche sich schon jetzt die Heuerlinge, die Handwerker, selbst wohlhabende bürgerliche Familien auferlegen, auf die furchtbare Noth, welche schon jetzt auf den Armen lastet, welche entweder rein von ihrer Hände Arbeit leben müssen oder gar auf die öffentliche Wohlthätigkeit angewiesen sind. Man muß selbst in die Hütten eintreten, namentlich wenn Siechthum zu dem Mangel tritt, um sich einen Begriff von dieser Nahrung, von diesem Elende machen zu können. Alle Beschreibungen bleiben hier weit hinter der Wirklichkeit zurück; der an Wohlleben, an freundliche Umgebung Gewöhnte kann sich solche Zustände gar nicht denken, ohne sie selbst gesehen zu haben. Bei dieser Menschenklasse kann man schon jetzt mit vollem Recht von einer Hungersnoth sprechen. Stirbt auch bei uns so leicht Keiner direkt vor Hunger, so sind doch der Hunger, die Kälte, der Schmutz, die verpestete Luft ihrer Wohnungen die haubtsächlichsten Ursachen der vielen Krankheiten, von welchen diese Elenden heimgesucht werden.

Der Hr. Oberpräsident erwartet nun namentlich vom dem „Beamten, dessen Beruf ihn mit dem Volke in unmittelbre Berührung bringt und ihm

die Vorsorge für den hülfsbedürftigsten Theil zur strengsten Gewissenssache macht, mit Rath und That dahin zu wirken, daß solchen Extremen vorgebeugt werde." Ich weiß nicht, ob die Beamten grade die sicherste Quelle sind, um Aufschlüsse über die Noth zu erhalten. Landräthe und Bürgermeister haben zwar Gelegenheit genug, das Elend zu erforschen; aber das kostet viel Zeit und Mühe und ist auch wahrlich kein einladendes Geschäft, so daß man häufig genug bemerken kann, daß die Blicke dieser Beamten sehr auf der Oberfläche haften geblieben sind. Außerdem fallen mir immer die schlesischen Bürgermeister wieder ein, welche ihrem Oberpräsidenten erst bei einer vertraulichen Tasse Kaffee gestanden, daß es da 100 Nothleidende gäbe, wo sie 5 aufgeführt hätten; das machte sich aber besser, weil man das ewige Klagen der Beamten nicht liebe. Zur Abwehr der Noth verlangt nun der Hr. Oberpräsident von diesen Beamten:

1) „Die Bekämpfung der die eigene Kraft und Thätigkeit lähmenden, irrthümlichen Vorstellung, daß der Noth nur durch den Zutritt und die Hülfe der Regierung vorgebeugt werden könne, und daß es nur darauf ankomme, recht viel Geld aus Staatskassen herzugeben, um dafür Getreide im Auslande zu kaufen und dasselbe umsonst oder vorschußweise zur Stillung des Hungers herzugeben." Es ist zwar sehr erfreulich, den obersten Beamten der Provinz die Bürger auf die „eigene Kraft und Thätigkeit" hinweisen und sie davon abmahnen zu sehen, sich auf die Hülfe der Regierung ganz zu verlassen. Aber warum erkennt man sonst die „eigene Kraft und Thätigkeit" so wenig an? Warum treten die Behörden so oft Unternehmungen, die auf die „eigene Kraft und Thätigkeit" der Gemeinden gebaut sind, oder die sich zur Aufgabe setzten, sie da, wo sie schlummerten, zu wecken, entgegen? Woran scheiterten doch die Vereine für das Wohl der arbeitenden Klassen? Muß nicht zu jeder derartigen gemeinschaftlichen Unternehmung erst eine Genehmigung der Obrigkeit nachgesucht werden und ermüdet nicht der größte Eifer oft bei den skrupulösen Formalitäten derselben? Wer verbot die Bürgerversammlungen, die Bürgerressourcen? Wer besorgt bei den Handwerkervereinen bei jeder Gelegenheit eine strafbare Ueberschreitung? Hegt man nicht zuweilen sogar Bedenklichkeiten gegen die Errichtung von Sonntagsschulen? Hat man nicht den Verein zur Abhülfe augenblicklicher Noth zu Köln fast mit argwöhnischem Auge betrachtet?

Wenn der Herr Oberpräsident die Hülfe des Staates als ganz unthunlich darstellt und ihre Unmöglichkeit daraus beweisen will, daß Preußen in drei Monaten 7,500,000 Scheffel Roggen gebrauche, welche Last die Staatskassen nicht tragen könnten, so sind wir darin durchaus nicht seiner Ansicht. Wir verlangen nicht, daß er so bedeutende Summen verschenken soll; aber wir glauben, daß bei wirklichen Kalamitäten vor Allem der Staat thätig eingreifen muß und halten diese Thätigkeit für weit wirksamer, als die der Privaten, weil dem Staate weit mehr Mittel zu Gebote stehen. Wir sind keineswegs der Ansicht, daß man die Verproviantirung des Landes bloß der Privatspekulation überlassen müsse. Denn diese ist eben, was ihr Name sagt, eine Spekulation zum Vortheil Weniger, zum Nachtheil Vieler; sie kann wohl dafür sorgen, daß kein entschiedener Mangel an Lebensmitteln eintritt; aber sie sorgt gewiß nicht

für billige Preise und thut also Nichts zur Abwehr der Hungersnoth, welche daraus hervorgeht, daß der Hungrige kein Geld hat, um das Korn zu kaufen. Wenn es also nur, wie der Hr. Oberpräsident meint, darauf ankäme, eine Ausgleichung zwischen dem Bedarf einiger Gegenden und dem Ueberfluß anderer zu treffen, wenn die Theuerung nur eine Folge der Spekulation auf diese Ausgleichung wäre, so würden wir es für sehr nothwendig und gerechtfertigt halten, wenn der Staat mit seinen mächtigen Hülfsquellen der Privatspekulation Konkurrenz machte, um den Markt zu beherrschen und die Preise zum Vortheil der Masse des Volkes herabzudrücken. Der Nachtheil, den er dadurch etwa Einzelnen zufügte, wäre meistens nur ein lucrum cessans; und wenn ja ein Spekulant hie und da ruinirt würde, so wäre das eine Folge der Konjunktur, und er dürfte sich nicht beklagen, wenn ihn das träfe, was er ohne Skrupel jeden Konkurrenten selbst erleiden lassen würde. Wäre aber die Noth und die Theurung Folge wirklichen, absoluten Mangels an Lebensmitteln, so wäre ein Einschreiten des Staates nur um so nothwendiger und um so gerechtfertigter. Dann müßte er nicht nur vorschußweise, sondern auch häufig umsonst geben; denn seine erste Pflicht ist, für die Existenz seiner Glieder zu sorgen. Und nur der Staat hat Quellen, welche, ohne zu versiegen, einer solchen Kalamität abhelfen können; nur er kann so außerordentliche Opfer bringen, weil nur er allein im Stande ist, sie durch außerordentliche Mittel, durch exceptionelle Steuern und dgl. wieder auszugleichen. Wir sind also, ohne die aus der „eigenen Kraft und Thätigkeit" entspringende Hülfe abweisen zu wollen, durchaus der Ansicht, daß auch der Staat kräftig eingreifen müsse, wenn er von Noth bedroht wird, mag diese Noth nun aus ungleicher Vertheilung und spekulativer Ausgleichung, oder aus absolutem Mangel an Lebensmitteln hervorgehen. Die Ansicht des Hrn. Oberpräsidenten scheint uns mehr fiskalisch, als volkswirthschaftlich richtig zu sein. —

Der Hr. Oberpräsident will ferner der Noth dadurch vorbeugen, daß er die Familien auf Ersparungen aufmerksam macht; wir glauben nicht, daß diese den Erfolg haben können, den er sich davon verspricht. Er meint, wenn man pro Kopf, auf den man 6 Scheffel rechnete, einen Scheffel ersparte, so würden dadurch für Westphalen mit $1\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern ebenso viel Scheffel Korn erspart, und diese Ersparniß würde auf die Sättigung der Menschen keinen Einfluß üben. Sehen wir zu, ob diese Ersparniß möglich ist. 6 Scheffel, das sind ungefähr 480 Pfd. Roggen, daß ist auf 365 Tage vertheilt wahrhaftig wenig genug. Familien, die sich andere Speisen verschaffen können, mögen diese Ersparniß leiden können; aber die sind es auch nicht, denen vor Allem geholfen werden muß. Das sind die, deren Haubtnahrung das Schwarzbrod und die Kartoffel ist, welche den Brodmangel in diesem Jahre durch die Kartoffeln nicht ausgleichen können, weil sie auch diese nicht haben. Für diese reichen die Surrogate, die kleinen weißen Rüben, die Kohlarten nicht hin, und die Hülsenfrüchte, deren Zubereitung außerdem noch viel theurer ist, können sie nicht bezahlen. Diese können sich auch an ihrer täglichen Nahrung Nichts, gar Nichts mehr abziehen, ohne daß sie davon einen sehr erheblichen Einfluß auf ihre Sättigung verspüren; denn sie sind schon auf

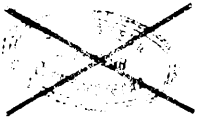
das Minimum der Nahrung herabgesetzt. Die Bekanntmachung gibt zu, daß die gewünschte Sparsamkeit auf diejenigen, denen es an hinreichendem täglichen Broderwerb fehlt oder die auf die öffentliche und private Wohlthätigkeit angewiesen sind, nur „beschränkte" d. h. gar keine Anwendung finden könne. „Aber auch diese Unglücklichen, fährt sie fort, werden sich jedenfalls mit einem geringeren Maaß von Nahrungsmitteln, als ihnen sonst gereicht zu werden pflegt, begnügen und daher indirekt ebenfalls zu der angenommenen Ersparung beitragen müssen." Das heißt: „Für diese Unglücklichen wissen wir keinen Rath." Ist diese Nothwendigkeit der Entbehrungen für Viele nicht traurig genug, um den Staat alle seine Hülfsmittel zur Beseitigung derselben aufbieten zu lassen, selbst wenn der Versuch scheitern oder mindestens große Opfer erheischen sollte? Der „Wohlthätigkeitssinn der Einwohner," auf den die Bekanntmachung provozirt, reicht nicht aus; er kann diese Opfer nicht tragen, während der Staat und speziell der unsrige sich durch bedeutende Ersparungen, namentlich im Militairetat, wieder helfen kann.

Der Hr. Oberpräsident kommt nun zu den direkten Mitteln zur Abhülfe der Noth. Wir stimmen ihm darin ganz bei, daß es nicht auf bloßes Almosengeben, sondern vor Allem auf Verschaffung einer angemessenen Beschäftigung für die arbeitsfähigen Nothleidenden ankomme. Wir glauben aber, der Hr. Oberpräsident befinde sich sehr im Irrthume, wenn er meint, daß eine solche Beschäftigung durch ein gutes Wort der Landräthe und Gemeindevorsteher an die Gutsbesitzer und Gemeinden zu beschaffen sei; diese werden deßhalb „Wegebauten und Meliorationen aller Art, die sie sonst noch verschoben haben würden," jetzt nicht vornehmen. Der hohe Arbeitspreis, die anderen vielfach durch die Theuerung vermehrten Ausgaben hält beide zurück, und dem Gutsbesitzer kann man daraus noch weniger einen Vorwurf machen, als dem Fabrikanten, der bei flauem Handel ohne Rücksicht und Unterstützung seine Arbeiter entläßt. Wenn man auch zugiebt, daß dieser Grund bei den Gemeinden nicht Stich hält, indem sie großentheils an Almosen wieder ersparen können, was sie an Tagelohn verausgaben, so kann man doch eben die Gemeinderäthe nicht weitsichtiger machen, als sie sind. Sie sind nun einmal nicht zur Selbstregierung erzogen. Zudem würde die Arbeit, welche die Gemeinde zu beschaffen im Stande ist, nicht viel Menschen dauernd beschäftigen, dazu reichen ihre Mittel nicht aus. Wir sind auch hier wieder der Ansicht, daß es die in seinem eigenen Interesse liegende Pflicht des Staates sei, hier thätig und kräftig einzugreifen und durch großartige Unternehmungen, Wegebauten, Austrocknen von Sümpfen, Kultur öder Strecken, damit das Geld nicht nutzlos in Festungswerken angelegt werde, seiner hungrigen arbeitsfähigen Bevölkerung Arbeit und Verdienst zu verschaffen. Nur auf diese Weise kann wirkliche, fühlbare Hülfe geleistet werden; denn schwere Uebel erfordern energische Mittel. In Ostpreußen hatte der Staat schon den Anfang gemacht und ich fürchte, die Noth wird auch hier noch so hoch steigen, daß er sich gezwungen sehen wird, auch hier öffentliche Arbeiten anzuordnen, wie England das jetzt schon in Irland thun mußte. Freilich ist das Elend dort bis auf einen Grad gestiegen, daß die Millionen, welche England verausgabt, nicht einmal die scheußlichsten Formen desselben zu er-

sticken im Stande sind. Täglich spricht die Todtenschau-Jury ihr Verdikt: Vor Hunger gestorben! Nehmen wir uns diesen furchtbaren Warnungsruf zu Herzen und sorgen wir, ehe es zu spät ist, dafür, daß die Noth bei uns nicht so hoch steige; die Gefahr ist, fürchte ich, groß genug.

Was der Hr. Oberpräsident über die Errichtung von Vereinen sagt, welche Arbeitern zu billigem Preise eine nahrhafte Suppe verkaufen und sie Arbeitsunfähigen umsonst verabreichen, welche Lebensmittel, Feuerung und dgl. im Großen ankaufen, um sie billig wieder abzulassen, kann man nur billigen. Nur ist der oben entwickelten Verstimmung und der beschränkten Kräfte der kleinen Orte wegen zu befürchten, daß dgl. Vereine, namentlich Speisevereine, nur in den größeren Städten zu Stande kommen, wenn die Gemeinde als solche nicht thätig eingreift, und daß in unserer Zeit des Egoismus, wo Jeder nur für sich zu sorgen angewiesen ist, die „Wahrheit, daß Alles, was der Wohlhabende zur Abwendung eines so bedrohlichen Nothstandes hergiebt, doch immer nur einen verhältnißmäßig geringen Theil des Ueberflusses ausmacht, mit dem ihn die Fürsehung gesegnet hat," häufig genug keine Anerkennung finden werde. Die Furcht vor dem, was da kommen soll, wenn die Noth bis zum Aeußersten steigt, wird, glaube ich, ein mächtigerer Hebel sein, als die Anerkennung dieser Wahrheit.

Ganz einverstanden sind wir mit der Ansicht des Hrn. Oberpräsidenten, daß eine „zweckmäßigere Bewirthschaftung der fruchtbaren Ländereien, besonders ein vermehrter Anbau von Getreide, Kartoffeln und Futterkräutern zur besseren Ernährung des Viehstandes, so wie die Benutzung der sehr ausgedehnten, ganz unkultivirten getheilten Marken zum Ackerbau (in Ravensberg, wo die Noth am größten ist, sind sie größtentheils schon kultivirt) die Provinz in wenigen Jahren gegen jede Besorgniß eines Mangels an Nahrungsmitteln sicher stellen werde." Nur schließt leider der allgemeine Wohlstand, die Summe der in einer Provinz erzeugten Produkte den Wohlstand, ja die Sättigung des Einzelnen nicht in sich. Ob uns also hinreichende Vorräthe von Nahrungsmitteln vor Noth und Hunger der Einzelnen schützen werden, das hängt sehr von dem Antheil ab, den sich der Einzelne an ihnen wird verschaffen können. Theuerung ist für den Dürftigen so schlimm, wie Mangel an Lebensmitteln. Irland, das notorisch verhungernde Irland hat bedeutende Massen Waizen nach England ausgeführt. Erst dann, wenn man unter allgemeinem Wohlstande, unter Nationalreichthum die Wohlfahrt der Einzelnen versteht und darnach seine Einrichtungen trifft, erst dann wird es keine Noth und kein Elend mehr geben auf der schönen Erde. L.



In meinem Verlage ist ferner so eben erschienen:

Dies Buch

gehört

dem Volke.

Herausgegeben

von

Dr. Otto Lüning

Dritter Jahrgang.

18 Bogen in großem 8v Formate.

Preis 15 Sgr.

Inhalt: Thomas Müntzer. — Der Canton Waadt im Jahre 1845. — Hänschen Schnipp. Eine Erzählung. — Karl Fourier über den Handel. I. Die Beraubung der Gesellschaft durch den Bankerott. II. Die Beraubung der Gesellschaft durch den Aufkauf. III. Die Beraubung der Gesellschaft durch Agiotage. — Politisches Rundgemälde. Oktober 1845 bis Oktober 1846.

Paderborn, im Januar 1847.

W. Crüwell.